



# Leseprobe

Brandon Sanderson  
**Der Rhythmus des Krieges**  
Roman

---

»Das Wort ›episch‹ ist noch zu klein für Brandon Sandersons Fantasy!« *The Guardian*

Bestellen Sie mit einem Klick für 26,00 €



---

Seiten: 960

Erscheinungstermin: 15. Februar 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

Von Brandon Sanderson sind im  
Wilhelm Heyne Verlag erschienen:

*Die Seele des Königs*

DIE STEELHEART-REIHE

*Steelheart*

*Fireflight*

*Calamity*

*Mitosis*

DIE STURMLICHT-CHRONIKEN

*Der Weg der Könige*

*Der Pfad der Winde*

*Die Worte des Lichts*

*Die Stürme des Zorns*

*Der Ruf der Klängen*

*Die Splitter der Macht*

*Der Rhythmus des Krieges*

*Der Turm der Lichter*

*Die Tänzerin am Abgrund*

MAGIC™: THE GATHERING

*Die Kinder des Namenlosen*

*Für Isaac Stewart,  
der meine Phantasie malt.*

## VORWORT UND DANKSAGUNG

Mit großem Stolz präsentiere ich Ihnen »Der Rhythmus des Krieges« und »Der Turm der Lichter«, die Teile sieben und acht der Sturmlicht-Chroniken (die beiden Hälften der Übersetzung von *Rhythm of War*, Anm. d. Ü.). Zehn Jahre sind vergangen, seit ich mit dieser Serie angefangen habe, und es ist bisher für mich eine sehr befriedigende Erfahrung gewesen, die Vision, die ich all die Jahre hindurch mit mir herumgetragen habe, wachsen und gedeihen zu sehen. Insbesondere eine Szene am Ende von »Der Turm der Lichter« gehört zu den ersten, die mir je für diese Reihe in den Sinn gekommen sind – vor mehr als zwanzig Jahren!

Wir nähern uns dem letzten Buch dieser Folge der *Sturmlicht-Chroniken*. (Ich habe die Reihe als zwei Abteilungen von je zehn Bänden konzipiert, mit zwei größeren Handlungsbögen.) Haben Sie herzlichen Dank dafür, dass Sie all die Jahre bei mir geblieben sind! Mein Ziel ist es, die restlichen Bände in einem vernünftigen Zeitrahmen folgen zu lassen. Wie immer waren die Abgabetermine eng gesetzt, und damit sie eingehalten werden konnten, haben viele Personen eine Menge ihrer Zeit geopfert. Die Liste wird recht lang sein, aber jeder Einzelne von ihnen hat es verdient, für seine Mühen erwähnt zu werden.

Bei Tor Books war meine Hauptlektorin für diesen Roman Devi Pillai, und sie war unermüdlich, pünktlich und eine wunderbare Fürsprecherin für die Sturmlicht-Chroniken. Dies ist mein erstes Kosmeer-Buch, das nicht von meinem langjährigen Lektor Moshe Feder betreut wurde, der noch immer einen gro-

ßen Dank dafür verdient, dass er diese Reihe während ihrer frühen Jahre umsorgt und beaufsichtigt hat. Aber ich will Devi besonders dafür danken, dass sie so sehr dabei geholfen hat, den Übergang glatt und leicht zu machen.

Wie immer geht ein Dank an Tom Doherty, der mir meine ersten Chancen zur Veröffentlichung gegeben hat. Devis und Toms Team bei Tor, die an diesem Buch mit uns zusammengearbeitet haben, besteht aus Rachel Bass, Peter Lutjen, Rafal Gibek und Heather Saunders.

Bei Gollancz, meinem englischen Verlag, möchte ich einen besonderen Dank an Gillian Redfearn aussprechen, die ihre redaktionelle Unterstützung während des gesamten Herstellungsprozesses zur Verfügung gestellt und auch sehr hart daran gearbeitet hat, dem Buch ein großartiges Aussehen zu verleihen.

Unser Redakteur war der stets großartige Terry McGarry, und zum ersten Mal war als Ko-Redakteurin Kristina Kugler dabei. Ich hatte schon seit Langem mit Kristina an einem Kosmeer-Buch zusammenarbeiten wollen, und sie hat bei diesem hier eine ausgezeichnete Arbeit geleistet.

Der Produzent unseres Hörbuchs war Steve Wagner. Zur Reihe zurückgekehrt sind Michael Kramer und Kate Reading, die besten Sprecher auf der ganzen Welt. Ihnen gebührt mein herzlicher Dank dafür, dass sie einverstanden waren, dieses Monster einer epischen Fantasy-Serie zu vertonen.

Meine Hauptagentur für dieses Buch war JABberwocky Literary Agency mit Joshua Bilmes am Steuer. Assistenten haben ihm Susan Velazquez, Karen Bourne und Valentina Sainato. Unser englischer Agent ist John Berlyne von der Zeno Literary Agency. Für ihre Arbeit und Fürsprache bin ich wie immer sehr dankbar.

In meiner eigenen Firma Dragonsteel Entertainment ist meine wunderbare Frau Emily Sanderson die Managerin. Der unbeschreibliche Peter Ahlstrom ist unser Vizepräsident und redaktioneller Direktor, und Isaac Stewart ist unser künstlerischer

scher Leiter. Normalerweise stelle ich etwas Dummes mit seinem Namen an, aber in Anbetracht der Tatsache, dass dieses Buch ihm gewidmet ist, war ich der Meinung, dass ich es diesmal besser sein lassen sollte. Isaac ist nicht nur derjenige, der die wunderbaren Landkarten erschafft, sondern er hat mich auch damals meiner Frau vorgestellt (bei einem Blind Date!). Wenn Sie je die Gelegenheit haben sollten, ihm zu begegnen, lassen Sie sich Ihr Exemplar dieses Buches von ihm signieren und plaudern Sie mit ihm über Ihre liebsten Lego-Baukästen.

Auch bei Dragonsteel arbeiten Karen Ahlstrom, unsere Continuity-Redakteurin, und Kara Stewart, unsere Versandleiterin. Adam Horne ist mein Publicity-Manager und persönlicher Assistent, und er ist derjenige, der immer einfach alles hinbekommt. Die anderen Angestellten in unserem Laden sind Kathleen Dorsey Sanderson, Emily »Mem« Grange, Lex Willhite und Michael Bateman. Sie sind diejenigen, die Ihnen Ihre T-Shirts, Poster und signierten Bücher zuschicken. Ihre Assistenten, die »Mini-Minions« unseres Teams, sind Jacob, Hazel, Isabel, Matthew, Audrey, Tori und Joe. Zusätzlich geht ein Dank an alle freiwilligen Helfer, insbesondere an die immer so großartige Christi Jacobson.

Die Künstler, die zu »Der Rhythmus des Krieges« und »Der Turm der Lichter« beigetragen haben, haben während der Fertigstellung ihrer Kunstwerke nicht nur Tragödien und der Pandemie getrotzt, sondern buchstäblich auch Stürmen, die über sie hereingebrochen sind. Ich bewundere ihr Talent und ihre Hingabe, und ihnen allen möchte ich nicht nur meinen tief empfundenen Dank aussprechen, sondern ihnen auch Frieden in turbulenten Zeiten wünschen.

Einer der Höhepunkte in meiner Karriere ist die Arbeit mit Michael Whelan. Es macht mich demütig, dass er die Bücher so sehr unterstützt und sogar persönliche Projekte beiseitegelegt hat, damit er die wunderbaren Gemälde für die Reihe erschaffen konnte. Schon für ein einziges seiner Umschlagbil-

der wäre ich zutiefst dankbar gewesen, und deshalb schätze ich mich unglaublich glücklich, dass er seine Magie auch diesmal einsetzt und dabei das bisher beste Sturmlicht-Umschlagbild geschaffen hat. Es ist zweifellos ein Meisterwerk, und ich bewundere es sehr.

In »Der Ruf der Klingen« und »Die Splitter der Macht« hatten wir Porträts der Herolde auf den vorderen und hinteren Vorsatzblättern abgedruckt, und mit dieser Tradition fahren wir hier fort. Zu einem frühen Zeitpunkt des Schreibprozesses haben wir die sechs verbliebenen Herolde in Auftrag gegeben, auch wenn wir wussten, dass zwei von ihnen einem zukünftigen Buch vorbehalten sein würden. Jeder Künstler schuf Meisterwerke. Donatos Herold Talenelat ist sorgenzerfressen und doch triumphierend, und es bereitet mir großes Vergnügen, seine wundervolle Vision dieses Charakters zu sehen. Miranda Meeks ist keine Fremde in den Sturmlicht-Chroniken – wir arbeiten bei jeder sich bietenden Gelegenheit zusammen –, und ihr Herold Battah ist majestätisch und rätselhaft. Karla Ortiz, deren Werk ich schon seit geraumer Zeit bewundere, hat uns ruhmreiche und fast perfekte Visionen der Herolde Chanaranach und Nalan geschenkt. Und schließlich sind Magali Villeneuves Herolde Pailiah und Kelek verblüffend und wundervoll. Howard Lyon arbeitete mit ihr zusammen an Ölversionen der letzten beiden Bilder, die irgendwann zusammen mit den anderen ausgestellt werden.

Dan Dos Santos ist eine lebende Legende und ein guter Freund. Er bringt seinen besonderen Stil in die Modetafeln dieses Bandes ein, und es gelingt ihm, die Sänger zwar als fremdartig, aber auch auf eine Art zu zeigen, mit der sich der Leser emotional identifizieren kann. Ich finde, dieser Spagat ist ihm ausgezeichnet gelungen.

Ben McSweeney ist dieses Jahr als Vollzeitkraft zu Dragonsteel gestoßen, und das vorliegende Buch zeigt einige seiner besten Arbeiten. Schallans Sprengsel-Seiten helfen dabei, das

Bild von Roschar zu vervollkommen. Es gefällt mir, wie Bens Darstellung von Urithirus Atrium die ungeheure Größe der Stadt vermittelt; besonderer Dank gilt hier auch Alex Schneider, der bei einigen architektonischen Fragen beratend tätig war.

Ein dicker Dank geht an Kelley Harris, ein Mitglied des inneren Zirkels unseres Sturmlicht-Teams; sie erweckt Navanis Notizbuchseiten mit einem untrüglichen Sinn für Gestaltung zum Leben, der mich immer wieder an Alphonse Muchas Plakate aus den frühen 1920er-Jahren erinnert.

Überdies haben viele Künstler und andere Personen hinter den Kulissen dieses Buches gewirkt und verdienen ein großes Dankeschön: Miranda Meeks, Howard Lyon, Shawn Boyles, Cori Boyles, Jacob, Isabel, Rachel, Sophie und Hayley Lazo.

Ein paar sehr wichtige Unterstützer von außen haben uns bei diesem Buch geholfen. Shad »Shadiversity« Brooks war unser Experte für die Kriegskünste. Carl Fisk hat uns ebenfalls mit seinem Wissen über dieses Thema zur Seite gestanden. Wenn ich etwas falsch verstanden habe, dann ist es nicht ihre, sondern meine Schuld. In diesem Fall wird es sich um etwas handeln, wonach ich sie nicht rechtzeitig gefragt oder was ich zu ändern vergessen habe.

Unsere Expertin für dissoziative Identitätsstörungen war Britt Martin. Ich schätze ihre Bereitschaft, mit der sie meine Vorschläge angehört hat, wie ich geistige Krankheiten in diesen Büchern besser darstellen könnte. Sie war unsere geheime Strahlende Ritterin für diesen Roman und immer da, um mich anzutreiben.

Besonderer Dank geht an vier unserer Beta-Leser für ihre gehaltvollen Rückmeldungen zu einem bestimmten Aspekt der Sexualität: Paige Phillips, Alyx Hoge, Blue und E. N. Weir. Dem Buch haben eure Beiträge gutgetan.

Unsere Schreibgruppe zu diesem Buch bestand aus Kaylynn ZoBell, Kathleen Dorsey Sanderson, Eric James Stone, Darci Stone, Alan Layton, Ben »kannst du bitte diesmal meinen Namen

richtig schreiben, Brandon« Olzedixploxipllentivar, Ethan Skarstedt, Karen Ahlstrom, Peter Ahlstrom, Emily Sanderson und Howard Taylor. Eine bessere Gruppe aus fröhlichen Herren und Damen wird niemand finden. Sie haben jede Woche große Portionen dieses Buches gelesen und es hingenommen, dass ich andauernd gewaltige Änderungen vorgenommen habe; sie haben mir dabei geholfen, den Roman in Form zu bringen.

Unser Expertenteam aus Beta-Lesern bestand aus Brian T. Hill, Jessica Ashcraft, Sumejja Muratagić-Tadić, Joshua »Jofwu« Harkey, Kellyn Neumann, Jory »Jor the Bouncer« Phillips (Glückwunsch, Jory!), Drew McCaffrey, Lauren McCaffrey, Liliana Klein, Evgeni »Argent« Kirilov, Darci Cole, Brandon Cole, Joe Deardeuff, Austin Hussey, Eliyahu Berelowitz Levin, Megan Kanne, Alyx Hoge, Trae Cooper, Deana Covell Whitney, Richard Fife, Christina Goodman, Bob Kluttz, Oren Meiron, Paige Vest, Becca Reppert, Ben Reppert, Ted Herman, Ian McNatt, Kalyani Poluri, Rahul Pantula, Gary Singer, Lingting »Botanica« Xu, Ross Newberry, David Behrens, Tim Challener, Matthew Wiens, Giulia Costantini, Alice Arneson, Paige Phillips, Ravi Persaud, Bao Pham, Aubree Pham, Adam Hussey, Nikki Ramsay, Joel D. Phillips, Zenef Mark Lindberg, Tyler Patrick, Marnie Peterson, Lyndsey Luther, Mi'chelle Walker, Josh Walker, Jayden King, Eric Lake und Chris Kluwe.

Unser Kommentar-Koordinator für die Beta-Leser war Peter Orullian, der selbst ein ausgezeichneter Schriftsteller ist.

Unsere Gamma-Leser bestanden aus vielen der Beta-Leser, und zusätzlich waren dabei: Chris McGrath, João Menezes Morais, Brian Magnant, David Fallon, Rob West, Shivam Bhatt, Todd Singer, Jessie Bell, Jeff Tucker, Jesse Salomon, Shannon Nelson, James Anderson, Frankie Jerome, Zoe Larsen, Linnea Lindstrom, Aaron Ford, Poonam Desai, Ram Shoham, Jennifer Neal, Glen Vogelaar, Taylor Cole, Heather Clinger, Donita Orders, Rachel Little, Suzanne Musin, William »aberdasher«, Christopher Cottingham, Kurt Manwaring, Jacob Hunsaker,

Aaron Biggs, Amit Shteinheart, Kendra Wilson, Sam Baskin und Alex Rasmussen.

Ich weiß, dass viele von denen, die das hier lesen, gern dem Beta- oder Gamma-Team beitreten würden, aber Sie sollten wissen, dass es nicht annähernd so nett ist, wie es scheint. Diese Leute müssen das Buch oft unter großem Zeitdruck lesen, und sie bekommen es in unvollendeter Form vorgelegt. In vielerlei Hinsicht berauben sie sich der Möglichkeit, das Buch in seiner besten Form zu genießen, und sie erhalten einen nicht ganz so guten Eindruck davon, damit sie es für Sie alle besser machen können. Ich zolle ihrer unermüdlichen Arbeit große Bewunderung. Wegen ihrer Bemühungen ist das Buch viel besser, als es ohne sie gewesen wäre.

Ich weiß, das war eine lange Liste. Mit jedem neuen Buch wird sie länger! Aber ich schätze jeden Einzelnen von ihnen. Wie ich oft sage, steht zwar nur mein Name auf dem Umschlag, aber diese Romane sind wirklich Gruppenarbeiten, in welche das Talent und das Wissen vieler verschiedener Menschen einfließen.

Wegen ihnen können Sie jetzt »Der Rhythmus des Krieges« und »Der Turm der Lichter« lesen, die beiden Hälften der Übersetzung von »The Rhythm of War« und damit Teil sieben und acht der *Sturmlicht-Chroniken*. Mögen Sie die Reise genießen!

»Wir haben schon jeden zur Arbeit in die obere Festhalle gestellt!«, rief Maratham. »Mir stehen aber zu wenige Leute zur Verfügung, um auch noch die Trommeln ...«

»Heute Abend werden sich doppelt so viele Soldaten wie gewöhnlich im Palast befinden«, erklärte Navani. »Wir setzen einfach *sie* dazu ein, weitere Tische aufzustellen.« Zusätzliche Wachen postieren ... Stärke und Macht zeigen? Man konnte immer darauf wetten, dass Gavilar so etwas tat.

Für alles andere hatte er Navani.

»Ja, das könnte gelingen«, gab Maratham zurück. »Es ist gut, wenn diese Flegel etwas zu tun haben; dann stehen sie weniger im Weg herum. Wir haben also zwei Hauptfeste? In Ordnung. Tief Luft holen.« Die kleine Palastorganisatorin huschte davon und wich knapp einem Küchenlehrling aus, der gerade eine große Schüssel mit dampfenden Meeresfrüchten vorbeibrugte.

Navani trat zur Seite und ließ den Lehrling weitergehen. Der Mann nickte ihr dankbar zu; die Bediensteten waren schon lange nicht mehr nervös, sobald sie die Küche betrat. Sie hatte ihnen deutlich machen können, dass sie ihr ausreichend Ehrerbietung bewiesen, wenn sie ihre Arbeit gut erledigten.

Trotz der unterschwelligten Anspannung schienen sie alles unter Kontrolle zu haben, auch wenn es vorhin – als Würmer in drei Getreidefässern gefunden worden waren – einen Aufruhr gegeben hatte. Zum Glück hatte Hellherr Amaram Vorräte für seine eigenen Leute mitgebracht, und Navani war es gelungen, sie ihm aus den Händen zu nehmen. Und nun waren sie mithilfe der zusätzlichen Köche, die sie aus dem Kloster geborgt hatten, wohl *tatsächlich* in der Lage, all die Menschen zu beköstigen, die Gavilar eingeladen hatte.

*Ich werde noch anordnen müssen, wer in welchem Festsaal sitzen soll*, dachte sie, während sie aus der Küche schlich und den Palastgarten betrat. *Und es muss in beiden Räumen zusätzlich Platz gelassen werden. Wer weiß, wer noch alles mit einer Einladung auftauchen wird?*

Sie schlenderte durch den Garten auf die Seitentür des Palastes zu. Wenn sie diesen Pfad nahm, würde sie weniger im Weg stehen – und weniger Dienern ausweichen müssen. Auf dem Weg vergewisserte sie sich, dass sich alle Laternen an ihrem Platz befanden. Auch wenn die Sonne noch nicht untergegangen war, sollte der Palast von Kholinar heute Abend so hell wie möglich erstrahlen.

Halt. War das Aesudan, ihre Schwiegertochter und Elhokars Gemahlin, die dort in der Nähe der Springbrunnen stand? Eigentlich sollte sie doch drinnen die Gäste begrüßen. Die schlanke Frau hatte ihr langes Haar zu einem Knoten zusammengesteckt, der von Edelsteinen in allen Farben beleuchtet wurde. Im Zusammenspiel wirkten all diese Farben fröhlich – Navani zog wenige schlichte Steine vor, deren Farben ein Schema bildeten –, aber sie rückten Aesudan, die gerade mit zwei älteren Feuerern plauderte, in ein besonders vorteilhaftes Licht.

Bei allen hellen und ungestümen Stürmen ... Der eine von ihnen war Rushur Kris, der Meister-Fabrialkünstler. Wann mochte er denn eingetroffen sein? Und wer hatte ihn überhaupt eingeladen? Er hielt ein kleines Kästchen mit einer gemalten Blume darauf in den Händen. Konnte das ... eines seiner neuen Fabriale sein?

Navani fühlte sich zu der Gruppe hingezogen, und alle anderen Gedanken lösten sich fluchtartig aus ihrem Kopf. Wie hatte er es nur geschafft, das Wärmefabrial zum Funktionieren zu bringen, und wieso ließ sich die Temperatur verändern? Sie hatte zwar schon Zeichnungen gesehen, aber mit dem Meister höchstpersönlich zu sprechen ...

Aesudan sah Navani und lächelte fröhlich. Ihre Freude schien echt zu sein, was ungewöhnlich war – zumindest Navani gegenüber. Sie versuchte, Aesudans übliche Verbitterung über sie nicht als persönliche Beleidigung zu betrachten; es gehörte zu den Rechten einer jeden Frau, sich von ihrer Schwiegermutter

bedroht zu fühlen. Insbesondere dann, wenn es dem Mädchen so offensichtlich an allen Talenten mangelte.

Navani erwiderte ihr Lächeln und versuchte, sich ins Gespräch zu mischen und einen besseren Blick auf dieses Kästchen zu erlangen. Aesudan ergriff jedoch Navanis Arm. »Mutter, ich hatte unsere Verabredung vollkommen vergessen! Ich bin manchmal so flatterhaft. Es tut mir schrecklich leid, Feuerer Kris, aber ich muss mich jetzt verabschieden.«

Aesudan zerrte Navani ziemlich grob durch den Garten und auf die Küche zu. »Kelek sei Dank, dass du erschienen bist, Mutter. Dieser Mann ist ein entsetzlicher Langweiler.«

»Langweiler?«, fragte Navani und warf mit Mühe einen Blick über die Schulter. »Er sprach über ...«

»Edelsteine. Und noch mehr Edelsteine. Und Sprengsel und Kästchen mit Sprengeln darin. Bei allen Stürmen! Man sollte doch glauben, dass er es versteht. Ich muss mich mit *wichtigen* Leuten treffen. Mit den Frauen von Großprinzen, mit den besten Generälen im Land, die hergekommen sind, weil sie die wilden Parscher bestaunen wollen. Und dann stecke ich im Garten fest und muss mich mit einem Feuerer unterhalten? Du solltest wissen, dass mich dein Sohn hier stehen gelassen hat. Wenn ich diesen Mann finde ...«

Navani befreite sich aus Aesudans Griff. »Jemand sollte sich jetzt um die Feuerer kümmern. Warum sind sie eigentlich hier?«

»Frag mich nicht«, antwortete Aesudan. »Gavilar wollte sie aus irgendeinem Grund hier haben, aber er hat es Elhokar übertragen, für ihre Unterhaltung zu sorgen. Das sind schlechte Manieren, wirklich!«

Gavilar hatte also einen der bedeutendsten Fabrikanten der Welt eingeladen, Kholinar zu besuchen, und sich dann nicht einmal die Mühe gemacht, Navani davon in Kenntnis zu setzen? Eine Wut, die sie sorgsam eingehegt und weggesperrt hatte, regte sich in ihr. Dieser Mann! Dieser sturmverdammte Mann. Wie ... wie konnte er ...

Wutsprensel quollen wie kochendes Blut in einer kleinen Lache zu ihren Füßen auf. *Ganz ruhig, Navani*, sagte die vernünftige Seite ihres Selbst. *Vielleicht hatte er vorgehabt, dich mit dem Feuerer zu überraschen.* Mühsam verbannte sie ihren Ärger.

»Hellheit!«, rief eine Stimme von der Küche herüber. »Hellheit Navani! Oh, bitte, wir haben ein Problem.«

»Aesudan«, sagte Navani, deren Blick noch auf dem Feuerer ruhte, der nun langsam auf das Kloster zuing. »Bist du so freundlich und schaut nach, was in der Küche los ist? Ich würde gern ...«

Aber Aesudan eilte schon auf eine andere Gruppe im Garten zu, in der sich mehrere mächtige Generäle aus den Reihen der Großherren befanden. Navani holte tief Luft und wehrte einen weiteren Stich der Verärgerung ab. Aesudan behauptete, ihr seien Anstand und Manieren wichtig, aber sie hatte nichts dagegen, sich in ein Gespräch unter Männern einzumischen, ohne dass die Gegenwart ihres Gemahls als Entschuldigung dienen konnte.

»Hellheit!«, rief der Koch noch einmal und winkte ihr zu.

Navani warf dem Feuerer einen letzten Blick zu, biss die Zähne zusammen und eilte in die Küche, wobei sie sorgsam darauf achtete, dass sich ihr Rock nicht in den Ornamenten aus Schieferborke verfang. »Was ist los?«

»Wein«, sagte der Koch. »Uns sind der Clavendah und die Rubinbank ausgegangen.«

»Warum das denn?«, fragte sie. »Wir haben doch Reserven ...« Sie wechselte einen raschen Blick mit dem Koch, und die Antwort war klar. Dalinar musste wieder ihren Weinvorrat gefunden haben. Inzwischen war er ziemlich geschickt darin, heimlich die Fässer für sich und seine Freunde zu leeren. Sie wünschte, er würde den Bedürfnissen des Reiches nur halb so viel Aufmerksamkeit schenken.

»Ich habe noch einen persönlichen Vorrat«, sagte Navani und zog ihr Notizbuch aus der Tasche. Sie griff danach mit ihrer Schutzhand durch den Stoff des Ärmels, während sie

eine Bemerkung auf das Papier kritzelte. »Ich bewahre ihn im Kloster bei Schwester Talanah auf. Zeig ihr diese Zeilen, und sie wird dir Zutritt gewähren.«

»Danke, Hellheit«, sagte der Koch und nahm das Blatt entgegen. Noch bevor der Mann durch die Tür geeilt war, bemerkte Navani den Haushofmeister – einen weißbärtigen Mann mit zu vielen Ringen an den Fingern – am Fuß der Treppe zum Hauptgebäude des Palastes. Er spielte an den Ringen seiner linken Hand herum. Mist.

»Was ist denn los?«, fragte sie, während sie auf ihn zuging.

»Großherr Rine Hatham ist eingetroffen und fragt nach seiner Audienz beim König. Ihr erinnert Euch gewiss, dass Seine Majestät versprochen hatte, heute Abend mit Rine zu sprechen ...«

»Ja, und zwar über den Grenzzwist und die falsch gezeichneten Karten«, antwortete Navani und seufzte. »Und wo ist mein Gemahl?«

»Das ist etwas unklar, Hellheit«, gab der Haushofmeister zurück. »Zuletzt wurde er zusammen mit dem Hellherrs Amaram und einigen jener ... ungewöhnlichen Gestalten gesehen.«

Das war die Umschreibung der Palastangestellten für Gavilars neue Freunde, die regelmäßig ohne Vorwarnung oder Ankündigung erschienen und nur selten ihre Namen preisgaben.

Navani knirschte mit den Zähnen und überlegte, an welchen Ort sich Gavilar zurückgezogen haben mochte. Vermutlich wäre er wütend, wenn sie ihn dort störte. Also gut. Er sollte sich selbst um seine Gäste kümmern, statt davon auszugehen, dass sie alles und jedes für ihn erledigte.

Leider war sie im Augenblick ... Nun ja, sie würde mal wieder alles und jedes erledigen müssen.

Von dem besorgten Haushofmeister ließ sie sich zur großen Eingangshalle hinaufführen, in der die Gäste mit Musik, Getränken und Gedichten unterhalten wurden, während die Vorbereitungen zum Fest liefen. Andere wurden von Dienern zu

den Parschendi geführt, die heute Abend die wahre Attraktion darstellten. Schließlich geschah es nicht jeden Tag, dass der König von Alethkar einen Vertrag mit einer Gruppe rätselhafter Parscher abschloss, die sogar sprechen konnten.

Sie bat den Großherrs Rine wegen Gavilars Abwesenheit um Entschuldigung und bot ihm an, die infrage kommenden Landkarten selbst in Augenschein zu nehmen. Danach wurde sie von einer Reihe ungeduldiger Männer und Frauen angehalten, die das Versprechen einer Audienz beim König in den Palast geführt hatte.

Navani versicherte den Hellaugen, dass ihre Sorgen gehört wurden. Sie versprach, sich um Ungerechtigkeiten zu kümmern. Sie besänftigte die Enttäuschten, die geglaubt hatten, eine persönliche Einladung vom König bedeute, dass sie mit ihm selbst sprechen durften. In der letzten Zeit war dies zu einem seltenen Privileg geworden, es sei denn, man gehörte zu den »ungewöhnlichen Gestalten«.

Natürlich trafen noch immer Gäste ein – auch solche, die nicht auf der erneuerten Liste standen, die ein verärgerter Gavilar ihr heute Morgen überreicht hatte.

*Bei Vevs goldenen Schlüsseln!* Navani setzte eine gezwungen freundliche Miene für die Gäste auf. Sie lächelte, sie lachte, und dann winkte sie. Mithilfe der Spickzettel und Listen, die sie in ihrem Notizbuch aufbewahrte, fragte sie nach Familien, nach neuen Geburten und Lieblings-Axthunden. Sie unterhielt sich über die Lage des Handels und machte sich Notizen darüber, welche Hellaugen anderen Hellaugen aus dem Weg gingen. Kurz gesagt, sie verhielt sich ganz wie eine Königin.

Zwar war es eine gefühlsmäßig anstrengende Arbeit, aber das war nun einmal ihre Pflicht. Vielleicht würde sie eines Tages in der Lage sein, ihre Zeit mit der Arbeit an Fabrialen zu verbringen und so zu tun, als wäre sie eine Gelehrte. Aber heute tat sie ihre Pflicht, auch wenn sich ein Teil von ihr dabei wie eine Hochstaplerin vorkam. Und obwohl sie aus einer

alten und angesehenen Familie stammte, hatte Navani zu allen Zeiten hart daran arbeiten müssen, ihre Angst zu unterdrücken, die ihr regelmäßig zuflüsterte, dass sie in Wirklichkeit nur ein hinterwäldlerisches Mädchen vom Lande war, das die Kleider einer anderen Frau trug.

In letzter Zeit hatte diese Unsicherheit in ihr noch zugenommen. *Ruhig. Ganz ruhig.* Für solche Gedanken war kein Platz. Sie ging in dem Raum umher und stellte erfreut fest, dass Aesudan Elhokar gefunden hatte und sich endlich einmal mit ihm unterhielt, anstatt mit anderen Männern zu plaudern. Auch Adolin und Renarin waren ebenfalls hier und steckten in steifen Uniformen. Der eine unterhielt gerade eine kleine Gruppe junger Frauen, während der andere schlaksig und unbeholfen wirkte, wie er neben seinem Bruder stand.

Und ... da war Dalinar. Er ragte hoch auf. Höher als jeder andere Mann im Raum. Er war noch nicht betrunken, und die Gäste umkreisten ihn wie ein Feuer in einer kalten Nacht – sie mussten in seiner Nähe sein, aber sie fürchteten sich vor der wahren Hitze seiner Gegenwart. Sein Blick wirkte gequält und kochte vor Leidenschaft.

Bei den lodernen Stürmen! Sie entschuldigte sich und eilte die Treppe hoch, bis ihr nicht mehr ganz so warm war. Es war nicht gut, weggegangen zu sein; ihnen fehlte schon der König, und man würde Fragen stellen, wenn nun auch die Königin verschwand. Aber gewiss kam hier ein jeder für kurze Zeit auch ohne sie aus.

Sie schritt durch kerkerartige Korridore und kam an Parschendi vorbei, die ihre Trommeln trugen und sich in einer Sprache unterhielten, die sie nicht verstand. Warum war dieser Ort nicht etwas besser mit natürlichem Licht ausgeleuchtet? Warum gab es hier nicht mehr Fenster? Sie würde mit Gavilar darüber sprechen, aber sie wusste: Ihm gefiel es so. Auf diese Weise standen ihm mehr Verstecke zur Verfügung ...

*Da, dachte sie und blieb an einer Kreuzung stehen. Stimmen.*

»... die Möglichkeit, sie vom Schmorschlund her und wieder dorthin zu bringen, bedeutet gar nichts«, sagte eine von ihnen. »Es ist zu nah.«

»Noch vor wenigen Jahren war es unmöglich«, sagte eine tiefe, mächtige Stimme. Gavilar. »Das ist ein Beweis. Die Verbindung wurde nicht durchtrennt, und die Kiste erlaubt die Reise. Wir mögen nicht so weit kommen, wie wir es gern hätten, aber irgendwo müssen wir die Reise schließlich beginnen.«

Navani spähte um die Ecke. Vor sich sah sie eine Tür am Ende des kurzen Ganges, die einen Spaltbreit offen stand. Von dort drangen die Stimmen heraus. Ja, Gavilar hielt eine Besprechung genau dort ab, wo sie es erwartet hatte: in *ihrem* Arbeitszimmer. Es war ein gemütlicher kleiner Raum mit einem hübschen Fenster, versteckt in einer Ecke des zweiten Stocks. Sie fand nur selten die Zeit, hierher zu kommen, aber es war ein Ort, an dem kaum jemand nach Gavilar suchen würde.

Sie schlich an die Tür heran und lugte durch den Spalt. Mit seiner Gegenwart füllte Gavilar Kholin jeden Raum aus. Er trug einen Bart, aber bei ihm wirkte er nicht unmodisch, sondern geradezu klassisch. Wie ein lebendig gewordenes Gemälde, eine Darstellung des alten Alethkar. Einige hatten geglaubt, er würde eine Mode begründen, aber nur wenige waren bisher in der Lage gewesen, es ihm gleichzutun.

Darüber hinaus umschwebte Gavilar ein Gefühl von ... Verzerrung und Entstellung. Das war aber nichts Übernatürliches oder Unsinniges. Es war nur so, dass ... man musste einfach hinnehmen, dass Gavilar alles tun konnte, was er wollte, auch wenn es jeder Tradition oder Logik widersprach. Er würde Erfolg damit haben. So war es immer.

Der König sprach gerade mit zwei Männern, die Navani zu erkennen meinte. Der eine war ein großer Makabaki mit einem Muttermal auf der Wange, und bei dem anderen handelte es sich um einen kleineren Vorin mit rundem Gesicht und kurzer Nase. Sie waren als Botschafter aus dem Westen vorgestellt

worden, und doch war kein Königreich als ihre Heimat genannt worden.

Der Makabaki lehnte sich gegen das Bücherregal und hatte die Arme vor der Brust verschränkt. Sein Gesicht wirkte vollkommen ausdruckslos. Der Vorin hingegen rang die Hände und erinnerte Navani an den Haushofmeister des Palastes, auch wenn dieser Mann hier viel jünger zu sein schien. In den Zwanzigern? Oder in den Dreißigern? Nein, er könnte älter sein.

Auf dem Tisch zwischen Gavilar und den Männern lagen zahlreiche Kugeln und Edelsteine. Als Navani sie sah, hielt sie den Atem an. Sie zeigten eine große Vielfalt von Farben und Helligkeit, aber einige schienen seltsam ... ganz anders ... zu sein. Sie schimmerten in einer Farbe, die irgendwie den Eindruck machte, das Gegenteil von Licht zu sein. Als wären sie kleine Löcher aus violetter Finsternis, die die Farben um sie herum aufsaugten.

So etwas hatte sie noch nie gesehen, aber Edelsteine mit Sprengseln darin zeigten allerlei seltsame Farben und Wirkungen. Diese ... gewiss waren sie für Fabriale bestimmt. Was hatte Gavilar mit den Kugeln, mit dem seltsamen Licht und mit den berühmten Fabrial Künstlern vor? Und warum redete er nicht mit ihr über ...

Plötzlich richtete sich Gavilar auf und schaute zur Tür, obwohl Navani nicht das leiseste Geräusch verursacht hatte. Ihre Blicke trafen sich. Sie drückte die Tür auf, als sei sie gerade auf dem Weg in ihr Zimmer. Sie spionierte nicht, sie lauschte auch nicht, sie war einfach die Königin dieses Palastes. Sie konnte überall hingehen, wohin sie wollte, *insbesondere* in ihr eigenes Arbeitszimmer.

»Mein Gemahl«, sagte sie. »Unten haben sich die Gäste versammelt und warten auf dich. Du scheinst die Zeit vergessen zu haben.«

»Meine Herren«, sagte Gavilar zu den beiden Botschaftern, »ich muss mich entschuldigen.«

Der nervöse Vorin fuhr sich mit der Hand durch die schüttereren Haare. »Ich möchte mehr über das Projekt erfahren, Gavilar. Außerdem müsst Ihr wissen, dass noch jemand von uns heute Abend hier ist. Ich habe vorhin ihr Werk gesehen.«

»Ich werde mich bald mit Meridas und den anderen treffen«, antwortete Gavilar. »Sie werden noch mehr Informationen für mich haben. Danach setzen wir unsere Unterhaltung fort.«

»Nein«, sagte der Makabaki mit scharfer Stimme. »Das bezweifle ich.«

»Wir sind hier noch nicht fertig, Nale«, sagte der Vorin, aber er folgte seinem Freund, als dieser das Zimmer verließ. »Es ist wichtig! Ich will nach draußen. Und das ist der einzige Weg ...«

»Worum ging es?«, fragte Navani, als Gavilar die Tür schloss. »Das sind keine Botschafter. Wer sind sie in Wirklichkeit?«

Gavilar gab keine Antwort. Bedachtsam nahm er eine Kugel nach der anderen vom Tisch und legte sie in einen Beutel.

Navani schoss vor und schnappte sich eine der Kugeln. »Was ist das? Woher hast du Kugeln, die auf diese Weise schimmern? Hat das etwas mit den Fabrialkünstlern zu tun, die du eingeladen hast?« Sie sah ihn an und wartete auf eine Antwort oder Erklärung.

Stattdessen streckte er die Hand nach der Kugel aus, die sie ergriffen hatte. »Das hat keine Bedeutung für dich, Navani. Geh zurück zum Fest.«

Sie schloss die Hand um die Kugel. »Damit ich weiter für dich einspringen kann? Hast du Großherra Rine wirklich versprochen, ausgerechnet *heute Abend* seinen Streitfall zu lösen? Weißt du, wie viele Menschen dich erwarten? Hast du wirklich gesagt, du gehst jetzt gleich zu noch einer *weiteren* Besprechung, bevor das Fest beginnt? Willst du unsere Gäste einfach ignorieren?«

»Weißt du eigentlich«, sagte er sanft, »wie sehr ich deine andauernden Fragen *satt* habe, Frau?«

»Dann versuch doch einfach, mal eine oder zwei zu beantworten. Es wäre eine neue Erfahrung für dich, deine Gemahlin wie ein menschliches Wesen zu behandeln und nicht wie eine Maschine, die für dich die Wochentage abzählt.«

Er schwenkte die Hand und forderte die Kugel zurück.

Instinktiv hielt Navani sie fest. »Warum? *Warum* schließt du mich andauernd aus? Sag es mir bitte.«

»Ich handle mit Geheimnissen, die du nicht bewahren könntest, Navani. Wenn du wüsstest, wie groß das ist, was ich begonnen habe ...«

Sie runzelte die Stirn. Wie groß? Er hatte doch schon Alethkar erobert. Er hatte die Großprinzen vereinigt. Ging es hier darum, dass er seinen Blick auf die Unbeanspruchten Hügel gerichtet hatte? Ein Streifen wildes Land, das nur von ein paar Parscher-Stämmen bewohnt wurde, war doch gewiss nichts gegen das, was er schon erreicht hatte.

Er ergriff ihre Hand und zwang die Finger auseinander. Dann nahm er ihr die Kugel ab. Sie widersetzte sich nicht, denn darauf würde er barsch reagieren. Bisher hatte er nie seine körperliche Kraft gegen sie eingesetzt, aber es hatte Worte gegeben. Bemerkungen. Drohungen.

Er legte die seltsame, fesselnde Kugel zu den anderen in den Beutel. Dann zog er das Band darum mit großer Entschiedenheit fest und steckte den Beutel in seine Tasche.

»Du bestrafst mich, nicht wahr?«, meinte Navani. »Du kennst meine Liebe zu den Fabrialen. Du verhöhnt mich, weil du genau weißt, dass es mir wehtut.«

»Vielleicht«, erwiderte Gavilar, »lernst du irgendwann nachzudenken, bevor du redest, Navani. Und vielleicht lernst du irgendwann auch, welcher Preis für Gerüchte zu bezahlen ist.«

*Das schon wieder?*, dachte sie. »*Nichts* ist geschehen, Gavilar.«

»Glaubst du etwa, dass mich das kümmert?«, fragte er. »Glaubst du, dass es den Hof kümmert? Für ihn sind Lügen genauso gut wie Tatsachen.«

Sie begriff, dass das stimmte. Gavilar war es *wirklich* gleichgültig, ob sie ihn betrogen hatte – was sie nicht getan hatte. Aber die Dinge, die sie gesagt hatte, hatten Gerüchte in die Welt gesetzt, die nur sehr schwer zu unterdrücken waren.

Gavilar kümmerte sich nur um sein Vermächtnis. Er wollte als großer König und großer Anführer in Erinnerung bleiben. Das war schon immer sein Antrieb gewesen, aber in letzter Zeit hatte eine Veränderung stattgefunden. Er fragte wieder und wieder: Würde man ihn als den größten König Alethkars anerkennen? Konnte er neben seinen Ahnen bestehen – neben solchen Männern wie dem Sonnenmacher?

Wenn der Hof glaubte, dass der König keine Herrschaft über seine eigene Gemahlin hatte, würde das nicht auch sein Vermächtnis belasten? Wozu war denn ein Königreich gut, wenn Gavilar wusste, dass seine Frau heimlich seinen Bruder liebte? Navani bedeutete einen Riss in dem glänzenden Marmor seines überaus wichtigen Vermächtnisses.

»Sprich mit deiner Tochter«, sagte Gavilar und wandte sich der Tür zu. »Ich glaube, es ist mir gelungen, Amarams Stolz zu besänftigen. Vielleicht nimmt er sie zurück. Ihr läuft die Zeit davon. Nur noch wenige Verehrer werden sich für sie finden. Vermutlich muss ich das halbe Reich dafür bezahlen, das Mädchen loszuwerden, wenn sie Meridas schon wieder verschmäht.«

Navani rümpfte die Nase. »Du sprichst mit ihr. Wenn das, was du willst, tatsächlich so wichtig ist, dann könntest du es zur Abwechslung einmal selbst tun. Außerdem ist mir Amaram vollkommen gleichgültig. Jasnah kann jemand Besseren finden.«

Er erstarrte, warf einen Blick zurück und sagte mit tiefer, aber leiser Stimme: »Jasnah *wird* Amaram heiraten, so wie ich es ihr befohlen habe. Sie wird ihr Hirngespinnst aufgeben müssen, berühmt zu werden, indem sie die Kirche verleugnet. Ihr Hochmut befleckt den Ruf der ganzen Familie.«

Navani trat auf ihn zu und sprach nun ebenso leise wie er. Und auch so kalt wie er. »Du weißt, dass dieses Mädchen dich noch liebt, Gavilar. Das tun alle. Elhokar, Dalinar, die Jungen ... sie *beten dich an*. Bist du sicher, dass du ihnen zeigen willst, wer du in Wirklichkeit bist? *Sie* sind dein Vermächtnis. Handle sie mit Vorsicht. Sie werden entscheiden, wie man sich an dich erinnert.«

»Meine Größe wird das entscheiden, Navani. Keine mittelmäßigen Bemühungen von jemandem wie Dalinar oder meinem Sohn können das verhindern – und außerdem bezweifle ich in Elhokars Fall, dass er sich auch nur bis zur Mittelmäßigkeit erheben kann.«

»Und was ist mit mir?«, fragte sie. »Ich könnte deine Geschichte niederschreiben. Deine Biografie. Was immer du deiner Meinung nach getan und erreicht hast, ist nicht von Bedeutung, Gavilar. Die Worte auf der Buchseite legen für spätere Generationen fest, wer du bist. Du verachtetest mich und weist mich ab, aber ich halte das in der Hand, was du am meisten begehrt. Wenn du mich zu weit treibst, werde ich zu drücken.«

Er antwortete weder mit Brüllen noch mit Zorn, aber die kalte Leere in seinen Augen hätte ganze Königreiche verschlingen können und nur Schwärze hinterlassen. Er hob die Hand an ihr Kinn, umfasste es sanft – das spöttische Nachäffen einer früher einmal leidenschaftlich gewesenen Geste.

Das war schmerzhafter als ein Schlag ins Gesicht.

»Weißt du, warum ich dich nicht einbeziehe, Navani?«, sagte er sanft. »Glaubst du, dass du die Wahrheit ertragen kannst?«

»Versuch es doch wenigstens einmal. Es wäre erfrischend.«

»Du bist es nicht wert, Navani. Du behauptest, eine Gelehrte zu sein, aber wo sind denn deine Entdeckungen? Du studierst das Licht, aber du bist sein Gegenteil. Du zerstörst das Licht. Du verbringst deine Zeit damit, im Dreck der Küche herumzuwühlen und dich darum zu kümmern, ob irgendein

unbedeutendes Hellauge die richtigen Linien auf einer Landkarte erkennt oder nicht.

Das sind keine großen Taten, Navani. Du bist gar keine Gelehrte. Du bist nur gern in der Nähe der Gelehrten. Du bist keine Fabrialkünstlerin. Du bist lediglich eine Frau, die Kinderlitzchen liebt. Du bist auch nicht berühmt, hast nichts erreicht, nichts geleistet. Alles, was dich ausmacht, rührt von jemand anderem her. Du besitzt keinerlei Macht – du heiratest nur gern Männer, die Macht haben.«

»Wie kannst du es wagen ...«

»Leugne es doch, Navani«, fuhr er sie an. »Leugne es, dass du den einen Bruder geliebt, aber den anderen geheiratet hast. Du behauptest, einen Mann zu verehren, den du in Wirklichkeit verabscheust – nur weil du wusstest, dass er einmal König sein wird.«

Sie sprang vor ihm zurück, entwand sich seinem Griff und drehte den Kopf zur Seite. Sie schloss die Augen und spürte Tränen auf ihren Wangen. Es war allerdings komplizierter, als er es angedeutet hatte, denn sie hatte beide geliebt. Aber Dalinars Eindringlichkeit hatte sie verängstigt, und so war ihr Gavilar als die sicherere Wahl erschienen. Doch gleichzeitig lag in Gavilars Anklage auch eine gewisse Wahrheit. Sie konnte sich zwar selbst belügen und behaupten, sie habe Dalinar ernsthaft in Erwägung gezogen, aber alle hatten doch gewusst, dass sie am Ende Gavilar wählen würde. Und genau das hatte sie getan. Er war der Einflussreichere der beiden.

»Du bist dorthin gegangen, wo das meiste Geld und die größte Macht sein würden«, sagte Gavilar. »Wie eine gewöhnliche Hure. Schreib über mich, was du willst. Sage es doch, schreie es heraus, verkünde es ruhig. Ich werde deine Anklagen überdauern, und mein Vermächtnis wird Bestand haben. Ich habe den Zugang zum Reich der Götter und Legenden gefunden, und sobald ich mich zu ihnen gesellt habe, wird mein Reich niemals enden. *Ich* werde niemals enden.«

Er ging und zog die Tür mit einem leisen Klicken hinter sich zu. Selbst noch im Streit beherrschte er die Lage.

Zitternd ertastete sich Navani den Weg zu einem Stuhl vor dem Schreibtisch, der fast vor Wutsprengelein überlief. Und vor Schamsprengeln, die sie wie weiße und rote Blütenblätter umflatterten.

Wut brachte sie zum Zittern. Wut auf ihn. Und auf sie selbst, weil sie sich nicht gewehrt hatte. Und auf die Welt, weil sie wusste, dass das, was er gesagt hatte, zumindest teilweise der Wahrheit entsprach.

*Nein. Lass nicht zu, dass seine Lügen zu deiner Wahrheit werden. Kämpfe dagegen an.* Sie biss die Zähne zusammen, öffnete wieder die Augen und stellte fest, dass sie in ihrem Schreibtisch nach Ölfarbe und Papier suchte.

Sie begann zu malen und wendete auf jede kalligrafische Linie die größte Sorgfalt an. Es war eine Frage des Stolzes, die sie dazu trieb, genau und sicher zu sein. Sie wollte sich ihm beweisen. Für gewöhnlich beruhigte sie das Malen – die Art, wie diese sauberen, geordneten Linien zu Worten wurden und wie sich Farbe und Papier zu einer Bedeutung wandelten.

Am Ende erhielt sie eine der feinsten Bannglyphen, die sie je geschaffen hatte. Sie bedeutete lediglich *Tod. Geschenk. Tod.* Sie hatte jede Glyphe in den Umrissen von Gavilars Wappen – Turm und Schwert – gemalt.

Das Gebet brannte heftig und hell in der Lampenflamme – und dabei wurde ihre Läuterung zu Scham. Was tat sie da? Betete sie um den Tod ihres Gemahls? Die Schamsprengel kehrten in einem mächtigen Ausbruch zurück.

Wie war es so weit gekommen? Ihre Streitereien wurden schlimmer und schlimmer. Sie *wusste*, dass er nicht der Mann war, der er in letzter Zeit zu sein vorgab. Er war nicht so, wenn er mit Dalinar sprach, oder mit Sadeas, oder sogar mit Jasnah – meistens.

hatte finden können – verschwunden. Wenigstens hatte er gewartet, bis die Mahlzeit vorbei war.

Navani hatte die Gäste verabschiedet. Sie hatte angedeutet, dass Gavilar niemanden absichtlich hatte brüskieren wollen. Er sei einfach nur erschöpft von seinen ausgedehnten Reisen. Ja, sie war sich sicher, dass er bald eine Audienz abhalten würde. Und sie würden gern zu Besuch kommen, sobald der nächste Sturm vorbei war ...

Sie erzählte immer weiter, bis ihr jedes neue Lächeln das Gefühl gab, ihr Gesicht werde auseinanderbrechen. Daher war sie erleichtert, als ein Botenmädchen auf sie zugerannt kam. Sie entfernte sich sogleich von den Gästen, die schon im Aufbruch begriffen waren, und erwartete zu hören, dass eine teure Vase zerbrochen sei oder Dalinar an seinem Tisch schnarchte.

Doch stattdessen führte das Botenmädchen Navani zum Haushofmeister des Palastes, dessen Gesicht zu einer Maske der Trauer erstarrt war. Seine Augen waren gerötet, und mit zitternder Hand ergriff der alte Mann ihren Arm, als müsse er sich daran festhalten. Tränen rannen an seinem Gesicht herunter und verfangen sich in seinem schütterten Bart.

Als sie erkannte, wie erschüttert er war, begriff sie, dass sie den Mann kaum je mit einem bestimmten Namen verbunden oder ihn gar als eigenständige Person angesehen hatte. Meistens behandelte sie ihn wie ein festes Inventar des Palastes, so wie die Statuen an der Vorderseite. So wie Gavilar sie behandelte.

»Gereh«, sagte sie und nahm verlegen seine Hand. »Was ist passiert? Geht es dir gut? Haben wir dir zu viel Arbeit auf-erlegt, ohne ...«

»Der König«, würgte der alte Mann hervor. »O Hellheit, sie haben unseren König in ihre Gewalt gebracht. Diese Parscher. Diese *Barbaren*. Diese ... diese *Ungeheuer*.«

Sofort vermutete sie, dass Gavilar einen Weg gefunden hatte, aus dem Palast zu entkommen, und nun glaubte jedermann,

er sei entführt worden. *Dieser Mann ...*, dachte sie und stellte sich vor, wie er draußen in der Stadt mit seinen »ungewöhnlichen« Besuchern in einem dunklen Hinterzimmer Geheimnisse austauschte.

Gereh ergriff sie fester. »Hellheit, sie haben ihn *getötet*. König Gavilar ist tot.«

»Das ist unmöglich«, sagte sie. »Er ist der mächtigste Mann im Land, vielleicht sogar auf der ganzen Welt. Er ist von Splitterträgern umgeben. Du musst dich irren, Gereh. Er ist ...«

*Er ist so beständig wie die Stürme selbst*. Aber natürlich stimmte das nicht – es war nur das, was die Menschen über ihn denken sollten. *Ich werde nie enden ...* Wenn er so etwas gesagt hatte, war es schwer, ihm nicht zu glauben.

Sie musste den Leichnam mit eigenen Augen sehen, bevor die Wahrheit endlich in sie einsickerte und sie auskühlte wie ein Winterregen. Gavilar, zerschmettert und blutig, auf einem Tisch in der Speisekammer, während Wächter die entsetzte Dienerschaft des Hauses abwehrten, die nach Erklärungen fragte.

Navani stand vor ihm, aber obwohl sie das Blut in seinem Bart sah, den zerbrochenen Splitterpanzer und die klaffenden Wunden im Fleisch, und obwohl er nicht mehr atmete, fragte sie sich dennoch, ob das nicht bloß ein Streich war. Was da vor ihr auf dem Tisch lag, war eine Unmöglichkeit. Gavilar Kholin *starb* doch nicht einfach wie andere Männer.

Sie ließ sich den herabgestürzten Balkon zeigen, auf dem Gavilars Leiche gefunden worden war. Es hieß, Jasnah habe alles mit angesehen. Das für gewöhnlich so unerschütterliche Mädchen saß jetzt in der Ecke, hielt sich die zur Faust geballte Schutzhand vor den Mund und weinte.

Erst in diesem Augenblick erschienen allmählich Schocksprengsel um Navani herum; sie waren wie Dreiecke aus brechendem Licht. Erst jetzt glaubte sie es.

Gavilar Kholin war tot.

Sadeas zog Navani zur Seite und erläuterte ihr mit aufrichtiger Trauer die Rolle, die er innerhalb der Ereignisse gespielt hatte. Sie hörte ihm benommen zu und fühlte sich, als wäre sie ganz woanders. Sie war so beschäftigt gewesen, dass sie nicht bemerkt hatte, wie die meisten Parschendi den Palast heimlich verlassen hatten – sie waren in die Dunkelheit geflohen, kurz bevor die grausame Tat verübt worden war. Ihre Anführer waren zurückgeblieben und hatten den Rückzug verschleiert.

Wie in Trance ging Navani zur Speisekammer zurück und begab sich zu der kalten Hülle Gavilar Kholins. Zu seiner abgestoßenen Hülle. Die Diener und Ärzte schienen Trauer von ihr zu erwarten. Tränen vielleicht. Natürlich erschienen Schmerzsprensel zuhauf in dem Raum, und sogar ein paar seltene Qualsprensel wuchsen wie Zähne aus den Wänden.

Sie fühlte etwas, das diesen Empfindungen zumindest *ähnlich* war. Kummer? Nein, nicht ganz. Aber Bedauern. Wenn er wirklich tot war, dann ... dann war es das. Ihr letztes Gespräch miteinander war ein Streit gewesen. Es gab kein Zurück. Bisher hatte sie sich immer versichern können, dass sie sich wieder vertragen würden. Dass sie durch die Dornen jagen und einen Pfad finden würden, auf dem sie zu ihrem früheren Selbst zurückkehren konnten. Wenn nicht als Liebende, dann als Gleichgesinnte.

Aber jetzt würde es nie mehr dazu kommen. Es war vorbei. Er war tot, sie war eine Witwe, und ... bei den Stürmen, sie hatte doch darum *gebetet*. Dieses Wissen versetzte ihr einen Stich. Sie musste hoffen, dass der Allmächtige ihren närrischen Bitten, die sie in einem Augenblick der Wut aufgeschrieben hatte, keine Aufmerksamkeit geschenkt haben möge. Obwohl ein Teil von ihr Gavilar hassen gelernt hatte, war es doch nicht ihr wirklicher Wille gewesen, ihn tot zu sehen. Oder?

Nein. Nein, so hätte es nicht enden dürfen. Und deshalb verspürte sie noch ein anderes Gefühl. Mitleid.

Gavilar Kholins Leichnam, der in seinem Blut auf dem Tisch lag, wirkte wie die tiefste Beleidigung seiner großen Pläne. Er hatte geglaubt, er sei unsterblich, nicht wahr? Er hatte geglaubt, eine großartige Vision verwirklichen zu können, die so wichtig war, dass er sie nicht mit Navani teilen wollte? Nun, der Vater der Stürme und die Mutter der Welt achteten nicht auf das Verlangen der Menschen, wie groß es auch sein mochte.

Was sie *nicht* fühlte, war Trauer. Sein Tod mochte bedeutungsvoll sein, aber für sie bedeutete er nichts. Doch vielleicht mussten ihre Kinder jetzt nicht erfahren, zu was für einem Menschen er geworden war.

*Ich werde der bessere Mensch sein, Gavilar, dachte sie und schloss ihm die Augen. Ich werde vor der Welt so tun, als wärest du noch immer der gewesen, der du früher einmal warst. Ich werde dir dein Vermächtnis geben.*

Dann hielt sie inne. Sein Splitterpanzer – also, der Panzer, den er trug – war um die Hüfte herum gebrochen. Sie steckte die Finger in seine Tasche und ertastete Schweinsleder. Sie holte den Beutel mit den Kugeln heraus, die er ihr vorhin gezeigt hatte. Aber er war leer.

Bei den Stürmen! Wo hatte er sie versteckt?

Jemand im Raum hustete, und plötzlich begriff sie, welchen Eindruck sie machen musste, als sie seine Taschen durchsuchte. Navani nahm die Kugeln aus ihren Haaren, legte sie in den Beutel und steckte diesen in seine Hand, bevor sie die Stirn gegen seine zerschmetterte Brust drückte. Nun würde es so aussehen, als gebe sie ihm seine Geschenke zurück, und es symbolisierte ihr Licht, das zu dem seinen wurde, als er starb.

Mit seinem Blut auf ihrem Gesicht richtete sie sich auf und tat so, als würde sie sich zusammenreißen. Als sie in den nächsten Stunden das Chaos einer Stadt, die auf dem Kopf stand, zu organisieren versuchte, befürchtete sie, sich nun

endgültig den Ruf der Gefühllosigkeit zu erwerben. Doch sie stellte fest, dass die Menschen ihre Standhaftigkeit eher als tröstend empfanden.

Der König war gestorben, aber das Königreich lebte weiter. Gavilar hatte das Leben so verlassen, wie er es gelebt hatte: mit einer großen Dramatik, die von Navani verlangte, dass sie hinter ihm die Trümmer einsammelte.

»Vielen Dank«, sagte die Frau mit starkem herdazianischen Akzent. Sie zog ihren Sohn an sich und sah Lirin mit ruhelosen Augen an. »Wenn ... wenn Kind ... gefunden ...«

»Ich werde dafür sorgen, dass du sofort benachrichtigt wirst, sobald wir etwas von deinen anderen Kindern gehört haben«, versprach Lirin. »Es tut mir leid ... wegen deines Verlusts.«

Sie nickte, wischte sich über die Wangen und trug das Kind zum Wachtposten außerhalb des Ortes. Hier hoben einige bewaffnete Parscher ihre Kapuze an und verglichen ihr Gesicht mit den Zeichnungen, die ihnen von den Verschmolzenen zugeschickt worden waren. Hesina, Lirins Frau, stand daneben und las die Beschreibungen vor, so wie es ihre Pflicht war.

Hinter ihnen verdeckte der Morgennebel Herdstein. Es wirkte wie eine Ansammlung dunkler, schattenhafter Klumpen. Wie Tumore. Lirin erkannte kaum die Planen zwischen den Gebäuden, die nur wenig Schutz für die vielen Flüchtlinge boten, die von Herdaz herbeiströmten. Ganze Straßen waren abgesperrt worden, und Phantomgeräusche – das Klirren von Tellern, das Reden von Menschen – trieben durch den Nebel.

Diese Verschlüge würden natürlich niemals einen Sturm überstehen, aber sie konnten schnell abgebaut und weggepackt werden. Es gab einfach nicht genug Häuser. Die Menschen konnten sich zwar für ein paar Stunden in den Sturmbunkern zusammendrängen, aber sie konnten nicht darin leben. Er drehte sich um und warf einen Blick auf die Reihe derer, die heute auf Einlass warteten. Sie verlor sich im Nebel und wurde von insektenartigen Hungersprengeln und Erschöpfungssprengeln gesäumt, die wie Staubfahnen wirbelten. Bei den Stürmen! Wie viele Menschen vermochte dieser Ort wohl noch aufzunehmen? Die Städte, die näher an der Grenze lagen, mussten schon übertoll sein, wenn sich so viele auf den langen Weg ins Landesinnere machten.

Seit dem Heraufziehen des Ewigsturms und dem Untergang Alethkars war schon mehr als ein Jahr vergangen. Ein

ganzes Jahr, in dem das Land Herdaz – Alethkars kleinerer Nachbar im Nordwesten – irgendwie weitergekämpft hatte.

Vor zwei Monaten hatte sich der Feind endlich entschieden, das Königreich ein für alle Mal zu zerstören. Kurz darauf hatte sich die Zahl der Flüchtlinge vervielfacht. Wie üblich hatten die Soldaten gekämpft, während das gewöhnliche Volk hungerte, weil die Felder zertrampelt worden waren, und schließlich aus seinen Behausungen vertrieben wurde.

Herdstein tat, was es konnte. Aric und die anderen Männer – früher einmal waren sie Wachen in Roschones Herrenhaus gewesen, nun hatte man ihnen alle Waffen verboten – hielten die Reihe im Zaum und verhinderten, dass sich jemand in den Ort stehlen konnte, bevor Lirin ihn begutachtet hatte. Er hatte Hellheit Abiajan davon überzeugt, dass es unerlässlich war, jeden Flüchtling zu untersuchen. Sie fürchtete sich vor einer Seuche, während er nur jeden abfangen wollte, der eine Behandlung brauchte.

Aufmerksam schritten ihre Soldaten die Reihe ab. Parscher, die Schwerter trugen. Die das Lesen erlernten und darauf bestanden, Sänger genannt zu werden. Selbst ein Jahr nach ihrer Erweckung kam Lirin all das noch sehr seltsam vor. Aber was ging es ihn an? In gewisser Weise hatte sich nur wenig verändert. Die gleichen alten Konflikte verzehrten die Parscher genauso schnell, wie sie die Hellherren der Alethi verzehrt hatten. Wer einmal die Macht geschmeckt hatte, wollte mehr von ihr haben und suchte sie schließlich mit dem Schwert. Gewöhnliche Leute bluteten, und Lirin musste versuchen, sie wieder zusammenzuflickern.

Lirin kehrte zu seiner Arbeit zurück. Heute musste er noch mindestens hundert weitere Geflüchtete untersuchen. Und irgendwo zwischen den Wartenden versteckte sich der Mann, der in gewisser Weise der Urheber all dieses Leidens war. Er war der Grund, warum Lirin heute so nervös war.

Der Nächste in der Reihe war jedoch nicht dieser Mann, sondern ein zerlumpfter Alethi, der in einer Schlacht einen Arm verloren hatte. Lirin untersuchte die Wunde des Flüchtlings, aber sie war schon einige Monate alt, und Lirin konnte nichts mehr gegen die heftige Narbenbildung tun.

Lirin hielt den Finger hoch, schwenkte ihn vor dem Gesicht des Mannes hin und her und beobachtete, wie seine Augen der Bewegung folgten. *Schock*, dachte Lirin. »Hast du neuere Wunden erlitten, von denen du mir noch nichts gesagt hast?«

»Keine Wunden«, flüsterte der Mann. »Aber Briganten ... sie haben meine Frau mitgenommen, guter Arzt. Haben sie mitgenommen ... und mich an einen Baum gebunden. Und sind einfach lachend davongegangen ...«

Ärgerlich! Ein geistiger Schock war nichts, was Lirin mit einem Skalpell herauschneiden konnte. »Sobald du den Ort betreten hast«, sagte er, »halte Ausschau nach Zelt vierzehn. Sag den Frauen, dass ich dich geschickt habe.«

Benommen nickte der Mann, sein Blick war leer. Hatte er die Worte überhaupt verstanden? Lirin prägte sich die Züge des Mannes ein – ergrauendes Haar mit einer Locke im Nacken, drei große Muttermale auf der oberen linken Wange und natürlich der fehlende Arm – und nahm sich vor, heute Abend in Zelt vierzehn nach ihm zu sehen. Dort befanden sich Gehilfen von ihm, die alle möglicherweise selbstmordgefährdeten Flüchtlinge im Auge behielten. Mehr konnte er nicht tun, da er sich um so viele zu kümmern hatte.

»Setz dich in Bewegung«, sagte Lirin und schob ihn sanft in Richtung des Ortes. »Zelt vierzehn. Nicht vergessen. Dein Verlust tut mir leid.«

Der Mann ging los.

»Du sagst das so leichthin, Arzt«, bemerkte eine Stimme hinter Lirin.

Überrascht wirbelte Lirin herum und verneigte sich sofort ehrerbietig. Abiajan, die neue Herrin der kleinen Stadt, war

eine Parscherin mit grellweißer Haut und feiner roter Marmorierung in den Wangen.

»Hellheit«, sagte Lirin, »was meint Ihr damit?«

»Du hast doch zu dem Mann gesagt, dass dir sein Verlust leidtue«, erklärte Abiajan. »Du sagst das so leichthin zu ihnen allen – dabei scheinst du aber das Mitgefühl eines Steins zu haben. Empfindest du denn nichts für diese Leute?«

»Ich empfinde durchaus etwas, Hellheit«, sagte Lirin, »aber ich muss aufpassen, dass mich ihr Schmerz nicht überwältigt. Das ist eine der ersten Regeln, die jeder angehende Arzt lernt.«

»Seltsam.« Die Parscherin hob ihre Schutzhand, die vom Ärmel ihrer Havah verdeckt wurde. »Erinnerst du dich daran, wie du mir den Arm geschient hast, als ich noch ein Kind war?«

»Ja.« Abiajan war mit einem neuen Namen und einem neuen Auftrag von den Verschmolzenen zurückgekehrt, nachdem sie mit den anderen im Anschluss an den Ewigsturm geflohen war. Sie hatte viele weitere Parscher mitgebracht, alle aus dieser Region, aber niemanden aus Herdstein selbst. Nur Abiajan kam von hier. Sie sprach nicht über das, was sie in den Monaten seit ihrer Flucht erlebt hatte.

»Es ist eine so seltsame Erinnerung«, sagte sie. »Jenes Leben erscheint mir nun wie ein Traum. Ich erinnere mich an Schmerz. An Verwirrung. An eine ernste und strenge Gestalt, die mir noch mehr Schmerz brachte – auch wenn ich jetzt erkenne, dass du mich nur heilen wolltest. So viele Mühen für ein Sklavenkind.«

»Es ist mir immer gleichgültig gewesen, wen ich heile, Hellheit, sei er nun Sklave oder König.«

»Gewiss hatte der Umstand, dass Wistiow gutes Geld für mich bezahlt hatte, nichts damit zu tun.« Sie sah Lirin mit zusammengekniffenen Augen an, und als sie weiterredete, lag ein Rhythmus in ihren Worten, als spräche sie diese zu einem Lied aus. »Hast du etwas für mich gefühlt, für das arme, verwirrte Sklavenkind, dessen Geist ihm gestohlen worden war?«

Hast du um uns geweint, mein Arzt, und um das Leben, das wir geführt haben?»

»Ein Arzt darf nicht weinen«, sagte Lirin leise. »Ein Arzt kann es sich nicht *leisten* zu weinen.«

»Wie ein Stein«, sagte sie erneut, dann schüttelte sie den Kopf. »Hast du Seuchensprengsel unter den Flüchtlingen bemerkt? Wenn diese Sprengsel in die Stadt gelangen, könnte das alle Einwohner töten.«

»Krankheiten werden nicht von Sprengseln verursacht«, sagte Lirin. »Sie verbreiten sich durch verunreinigtes Wasser, unsachgemäße Sanitäreinrichtungen und manchmal sogar durch den Atem der Kranken.«

»Aberglaube«, sagte sie.

»Die Weisheit der Herolde«, erwiderte Lirin. »Wir sollten vorsichtig sein.« Bruchstücke alter Manuskripte – Übersetzungen von Übersetzungen von Übersetzungen – erwähnten Krankheiten, die sich rasch ausgebreitet und Zehntausende getötet hatten. So etwas stand nicht in den modernen Schriften, die er gelesen hatte, aber er hatte Gerüchte über etwas Seltsames im Westen gehört – über eine neue Pest, wie es genannt wurde. Es gab jedoch kaum Einzelheiten.

Abiajan ging ohne ein weiteres Wort davon. Ihr Gefolge – eine Gruppe hoher Parscher und Parscherinnen – begleitete sie. Zwar wies ihre Kleidung auf den Schnitt und Geschmack der Alethi hin, aber die Farben waren heller und blasser. Die Verschmolzenen hatten erklärt, dass die Sänger in der Vergangenheit helle Farben gemieden und stattdessen lieber ihre Hautmuster hervorgehoben hatten.

In den Handlungen von Abiajan und den anderen Parschern spürte Lirin eine Suche nach Identität. Ihr Akzent, ihre Kleidung, ihre Manieren – das alles kam eindeutig von den Alethi her. Aber sie lauschten gebannt, wann immer die Verschmolzenen über ihre Ahnen sprachen, und sie versuchten, diese lange verstorbenen Parscher nachzuahmen.

Lirin wandte sich der nächsten Gruppe von Flüchtlingen zu. Diesmal war es eine vollständige Familie. Es hätte ihn erfreuen sollen, aber unwillkürlich musste er denken, wie schwierig es wohl war, fünf Kinder und die Eltern zu ernähren, die allesamt schlaff vor schlechter Ernährung waren.

Als er sie weiterschickte, kam eine vertraute Gestalt an der Reihe entlang auf ihn zu und scheuchte die Hungersprengsel fort. Lalar trug jetzt ein einfaches Dienerkleid und einen Handschuh statt eines Ärmels, und sie brachte einen Wasserkübel zu den wartenden Flüchtlingen. Aber Lalar ging nicht wie eine Dienerin. An der jungen Frau war eine gewisse ... Entschlossenheit zu bemerken, die keine erzwungene Unterwürfigkeit ersticken konnte. Das Ende der Welt schien für sie ungefähr genauso ärgerlich und unbequem zu sein, wie es früher eine verdorbene Ernte gewesen war.

Sie blieb bei Lirin stehen und bot ihm etwas zu trinken an. Sie goss ihm das Wasser aus ihrem eigenen Wasser Schlauch in einen frischen Becher, worauf er bestanden hatte, anstatt mit dem Löffel aus dem großen Kübel bedient zu werden.

»Der Dritte in der Reihe«, flüsterte Lalar, während Lirin einen Schluck nahm.

Lirin gab ein grunzendes Geräusch von sich.

»Er ist kleiner, als ich erwartet hatte«, bemerkte Lalar. »Angeblich ist er ein großer General und der Anführer des herdazianischen Widerstands. Ich finde, er sieht eher wie ein Handlungsreisender aus.«

»Das Genie tritt in allen möglichen Formen auf, Lalar«, sagte Lirin und bat um einen weiteren Becher, damit sie sich noch ein wenig unterhalten konnten.

»Aber ...«, sagte sie und verstummte, als Durnasch vorbeiging, ein großer Parscher mit schwarz und rot marmorierter Haut und einem Schwert auf dem Rücken. Sobald er weit genug entfernt war, fuhr sie leise fort: »Ich bin wirklich überrascht

von dir, Lirin. Du hast nicht ein einziges Mal vorgeschlagen, dass wir diesen heimlichen General ausliefern.«

»Er würde hingerichtet werden«, sagte Lirin.

»Aber du hältst ihn doch auch für einen Verbrecher, oder?«

»Er trägt eine schreckliche Verantwortung mit sich herum; er hat einen Krieg gegen eine überwältigende feindliche Streitmacht in die Länge gezogen. Außerdem hat er das Leben seiner Männer in einer hoffnungslosen Schlacht weggeworfen.«

»Manche würden das Heldentum nennen.«

»Heldentum ist ein Mythos, den man idealistischen jungen Menschen erzählt – insbesondere dann, wenn man will, dass sie für einen bluten. Einer meiner Söhne ist daran gestorben, und ein anderer wurde mir aufgrund dieses Mythos weggenommen. Behalte dein Heldentum, und gib mir das Leben all jener zurück, die es in närrischen Konflikten verloren haben.«

Wenigstens schien es jetzt fast vorbei zu sein. Da der Widerstand in Herdaz schließlich zusammengebrochen war, würde die Flut der Geflüchteten allmählich nachlassen.

Laral beobachtete ihn mit ihren blassgrünen Augen. Sie war eifrig und leidenschaftlich. Wie sehr er sich wünschte, das Leben hätte eine andere Richtung eingeschlagen und der alte Wistiow hätte noch ein paar Jahre ausgeharrt! In diesem Fall hätte Lirin diese Frau vielleicht seine Tochter nennen können, und dann hätte er noch Tien und Kaladin bei sich, die als Ärzte mit ihm zusammenarbeiteten.

»Ich werde den herdazianischen General nicht verraten«, sagte Lirin. »Hör auf, mich so anzusehen. Ich hasse den Krieg, aber ich werde deinen Helden trotzdem nicht verdammen.«

»Und dein Sohn wird bald herkommen und ihn abholen?«

»Wir haben Kal eine Nachricht geschickt. Das sollte reichen. Sorg dafür, dass dein Mann mit seinem Ablenkungsmanöver bereit ist.«

Sie nickte und begab sich zu den Parscher-Wächtern am Stadttor, denen sie Wasser anbot. Rasch untersuchte Lirin die

nächsten Flüchtlinge und begab sich dann zu einer Gruppe verhüllter Gestalten.

Er beruhigte sich mit einer raschen Atemübung, die ihm sein Meister vor vielen Jahren im Behandlungszimmer beigebracht hatte. Auch wenn in seinem Innern ein Sturm tobte, zitterten seine Hände nicht, als er den ersten der verhüllten Männer zu sich winkte.

»Ich werde eine Untersuchung vornehmen müssen«, sagte Lirin leise, »und darum ist es nicht ungewöhnlich, dass ich euch aus der Reihe nehme.«

»Fang mit mir an«, sagte der kleinste der Männer. Die anderen vier änderten ihre Position und stellten sich vorsichtig um ihn herum.

»Tut nicht so, als würdet ihr ihn beschützen, ihr Narren«, zischte Lirin. »Setzt euch auf den Boden. Dann seht ihr vielleicht nicht so sehr wie eine Schlägerbande aus.«

Sie gehorchten, und Lirin zog seinen Schemel heran und setzte sich neben den Mann, der offenbar der Anführer war. Er hatte einen dünnen, silbrigen Oberlippenbart und musste etwa fünfzig Jahre alt sein. Seine sonnengebräunte Haut war dunkler als die der meisten Herdazianer; er könnte beinahe als Azisch durchgehen. Seine Augen waren von einem tiefen, dunklen Braun.

»Du bist es?«, flüsterte Lirin, während er das Ohr an die Brust des Mannes legte und nach dem Herzschlag lauschte.

»Ich bin es«, antwortete der Mann.

Dieno enne Calah. Dieno »der Marder« auf Alt-Herdazianisch. Hesina hatte ihm erklärt, dass »enne« eine besondere Art von Ehrenbezeichnung war, die so viel wie »Großartigkeit« bedeutete.

Man hätte annehmen können – wie Lirin es getan hatte –, dass der Marder ein brutaler Krieger von der Art eines Dalinar Kholin oder Meridas Amaram war. Lirin wusste jedoch, dass es Mörder in allen möglichen Erscheinungsformen gab.

Dem Marder mochte zwar ein Zahn fehlen, und er mochte auch klein sein, aber sein schlanker Körper wirkte dennoch kräftig, und Lirin bemerkte bei seiner Untersuchung nicht gerade wenige Narben. Jene um die Handgelenke ... die Fesseln auf der Haut von Sklaven hinterließen solche Narben.

»Danke«, flüsterte Dieno, »dafür, dass du uns Asyl gewährst.«

»Das war nicht meine Entscheidung«, sagte Lirin.

»Aber du sorgst dafür, dass der Widerstand entkommen kann und weiterlebt. Darum mögen dich die Herolde segnen, Arzt.«

Lirin holte einen Verband hervor und wickelte ihn um die Armwunde des Mannes, die bisher nicht gut behandelt worden war. »Die Herolde mögen uns mit einem schnellen Ende dieses Konflikts segnen.«

»Ja, und sie mögen die Eindringlinge zurück in die Verdammnis schicken, aus der sie hervorgekrochen kamen.«

Lirin setzte seine Arbeit fort.

»Du ... stimmst dem nicht zu, Arzt?«

»Euer Widerstand ist fehlgeschlagen, General«, sagte Lirin und zog den Verband fest. »Euer Reich ist gefallen, so wie das meine. Weitere Konflikte werden nur zu noch mehr Toten führen.«

»Du hast doch wohl nicht vor, diesen Ungeheuern zu gehorchen?«

»Ich gehorche der Person, die mir das Schwert an den Hals hält, General«, sagte Lirin. »So habe ich es bisher immer gemacht.«

Er beendete seine Arbeit und untersuchte die vier Gefährten des Generals nur oberflächlich. Keine Frauen. Wie sollte der General Botschaften lesen, die ihm gesandt wurden?

Lirin machte ein kleines Schauspiel aus der Entdeckung einer Wunde am Bein eines der Männer, und der Mann humpelte - mit ein wenig Unterweisung - überzeugend ein paar Schritte weit und stieß dann ein schmerzerfülltes Heulen aus. Der Stich einer Nadel bewirkte, dass Schmerzsprengsel aus

dem Boden aufschossen; sie waren wie kleine orangefarbene Hände gestaltet.

»Da ist ein chirurgischer Eingriff nötig«, sagte Lirin laut. »Ansonsten könntest du das Bein verlieren. Nein, keine Einwände. Wir werden uns sofort darum kümmern.«

Er ließ Aric eine Bahre holen. Lirin befahl den anderen vier Soldaten – einschließlich des Generals –, die Bahre zu tragen. Und so hatte er einen guten Grund, sie alle aus der Reihe zu holen.

Nun brauchten sie eine Ablenkung. Sie kam in Gestalt von Toralin Roschone, dem früheren Stadtherrn und Larals Gemahl. Er taumelte aus dem vernebelten Ort hervor und schwankte unsicher hin und her.

Lirin bedeutete dem Marder und seinen Soldaten, langsam auf den Kontrollposten zuzugehen.

»Ihr seid nicht bewaffnet, oder?«, zischte er leise.

»Wir haben die offensichtlichen Waffen zurückgelassen«, erwiderte der Geber, »aber es wird nicht unsere Bewaffnung, sondern mein Gesicht sein, das uns verrät.«

»Darauf sind wir vorbereitet.« *Möge der Allmächtige geben, dass es funktioniert.*

Als Lirin näher kam, konnte er Roschone besser erkennen. Die Haut des früheren Stadtherrn hing ihm locker an den Wangen herunter und deutete das Gewicht an, das er nach dem Tod seines Sohnes vor etwa sieben Jahren verloren hatte. Roschone war befohlen worden, sich den Bart abzurasierern, vielleicht weil er ihn so sehr gemocht hatte, und er trug auch nicht mehr sein stolzes Krieger-Takama. Es war durch die Knieschoner und die kurze Hose eines Krem-Kratzers ersetzt worden.

Er trug einen Stuhl unter dem Arm und murmelte mit undeutlicher Stimme irgendetwas. Sein Holzfuß kratzte über den Stein, während er ging. Lirin konnte nicht mit Sicherheit sagen, ob sich Roschone tatsächlich für dieses Ablenkungsmanöver betrunken hatte oder ob er nur spielte. Wie dem auch

sei, jedenfalls zog er die Aufmerksamkeit auf sich. Die Parscher am Kontrollposten stießen einander an, und einer summte einen fröhlichen Rhythmus – das taten sie oft, wenn sie amüsiert waren.

Roschone suchte sich ein Haus in der Nähe aus und stellte seinen Schemel davor; dann versuchte er zur Freude der zuschauenden Parscher-Wächter daraufzusteigen. Er trat aber daneben, schwankte auf seinem Holzfuß und wäre beinahe gestürzt.

Sie liebten es, ihm zuzusehen. Jeder dieser neugeborenen Sänger hatte früher dem einen oder anderen reichen Hellauge gehört. Wenn sie dem ehemaligen Stadtherrn dabei zusahen, wie er als taumelnder Trunkenbold seine Tage damit verbrachte, die niedrigste Arbeit in der Stadt zu verrichten, so war das für sie fesselnder als jeder Auftritt eines Geschichten-erzählers.

Lirin trat an den Wachtposten heran. »Der hier braucht sofort eine Operation«, sagte er und deutete auf den Mann auf der Bahre. »Wenn ich ihn nicht bald behandle, wird er ein Glied verlieren. Und dann muss meine Frau dem Rest der Geflüchteten sagen, dass sie sich hinsetzen und auf meine Rückkehr warten sollen.«

Von den drei Parschern, die als Inspektoren abkommandiert worden waren, machte sich nur Dor die Mühe, das Gesicht des »Verwundeten« mit den Zeichnungen zu vergleichen.

Der Marder befand sich ganz oben auf der Liste der gefährlichen Flüchtlinge, aber Dor warf keinen einzigen Blick auf die Bahren-Träger. Lirin hatte diese Merkwürdigkeit schon vor ein paar Tagen bemerkt: Wenn er Flüchtlinge aus der langen Reihe als Helfer verwendete, betrachteten die Inspektoren meist nur denjenigen, dem geholfen wurde.

Er hatte gehofft, dass die Parscher noch nachlässiger sein würden, wenn Roschone für ein wenig Unterhaltung sorgte. Dennoch schwitzte er, als Dor eines der Bilder länger betrach-

tete. In seinem Brief – der dem Späher mitgegeben worden war, der hergekommen und um Asyl gebeten hatte – hatte Lirin den Marder beschworen, er solle nur unbedeutende Wächter mitbringen, die auf keiner der Listen standen. Konnte es trotzdem sein, dass ...

Die anderen beiden Parscher lachten über Roschone, der trotz seines berauschten Zustands versuchte, das Dach des Gebäudes zu erreichen und dort den angehäuften Krem abzukratzen. Dor drehte sich um, sah ebenfalls zu und winkte Lirin nachlässig fort.

Lirin wechselte einen kurzen Blick mit seiner Frau, die in der Nähe wartete. Es war gut, dass keiner der Parscher sie anschaute, denn sie war so bleich wie eine Schin. Vermutlich sah Lirin nicht viel besser aus, aber wenigstens unterdrückte er seinen Seufzer der Erleichterung, während er sich zusammen mit dem Marder und dessen Soldaten wieder in Bewegung setzte. Er konnte sie im Behandlungszimmer unterbringen, fern von den Blicken der Allgemeinheit, bis ...

»Jeder stellt seine Tätigkeiten ein!«, rief plötzlich eine weibliche Stimme hinter ihm. »Macht euch bereit, Achtung zu erweisen!«

Lirin verspürte den unmittelbaren Drang wegzurennen. Beinahe hätte er es sogar getan, aber die Soldaten gingen mit gleichmäßigem Schritt weiter. Sie taten einfach so, als hätten sie nichts gehört.

»Du, Arzt!«, rief ihm die Stimme zu. Es war Abiajan. Zögernd blieb Lirin stehen, und Entschuldigungen schossen ihm durch den Kopf. Würde sie ihm glauben, wenn er ihr sagte, dass er den Marder nicht erkannt hatte? Lirin stand bei der Stadtherin nicht mehr in gutem Ansehen, seit er darauf beharrt hatte, Jebers Wunden zu behandeln, nachdem man ihn angebunden und ausgepeitscht hatte.

Lirin drehte sich um und versuchte angestrengt, seine Nerven zu beruhigen. Abiajan eilte auf ihn zu, und obwohl Sänger

und Sängerinnen nicht erröten konnten, war sie ohne Zweifel aufgeregt. Als sie sprach, geschah es in einem Stakkato-Rhythmus. »Begleite mich. Wir haben Besuch.«

Es dauerte eine Weile, bis Lirin die Worte verarbeitet hatte. Sie bekam keine Erklärung von ihm. Es ging um ... etwas anderes?

»Stimmt etwas nicht, Hellheit?«, fragte er.

Nicht weit von ihm entfernt hielten der Marder und seine Soldaten an, und Lirin sah, wie sich ihre Arme unter den Umhängen bewegten. Sie hatten gesagt, dass sie ihre »offensichtlichen« Waffen zurückgelassen hatten. Der Allmächtige möge ihm helfen, wenn das hier blutig wurde ...

»Nichts stimmt nicht«, sagte Abiajan schnell. »Wir wurden gesegnet. *Begleite mich.*« Sie sah Dor und die anderen beiden Inspektoren an. »Gebt die Nachricht weiter, dass niemand die Stadt betreten oder verlassen darf, bis ich es wieder erlaube.«

»Hellheit«, sagte Lirin und zeigte auf den Mann auf der Bahre. »Die Wunde dieses Mannes mag nicht schlimm aussehen, aber wenn ich mich nicht sofort um sie kümmere, bin ich mir sicher, dass ...«

»Das muss warten.« Sie deutete auf den Geber und seine Männer. »Ihr fünf, wartet auch. Jeder *wartet*. In Ordnung. Wartet, und ... du, Arzt, kommst mit mir.«

Sie schritt davon; offenbar nahm sie an, dass Lirin ihr folgte. Er warf dem Marder einen raschen Blick zu und bedeutete ihm mit einem Nicken, er möge warten, dann eilte er hinter der Stadtherrin her. Was mochte sie so durcheinandergebracht haben? In letzter Zeit hatte sie sich bemüht, das Gehabe einer Herrscherin an den Tag zu legen, aber davon war jetzt nichts mehr zu spüren.

Lirin durchquerte das Feld vor der Stadt, ging an der Reihe der Flüchtlinge vorbei und hatte bald seine Antwort gefunden. Eine mächtige Gestalt, etwa sieben Fuß groß, tauchte aus dem Nebel auf, begleitet von einer kleinen bewaffneten Parscher-

Schwadron. Die schreckliche Kreatur hatte einen Bart und lange Haare von der Farbe getrockneten Blutes, die mit ihrer einfachen Kleidung zu verschmelzen schienen – als wäre das Haar ihre Kleidung. Die Kreatur hatte eine reine schwarze Haut, die unter den Augen mit roten Linien durchzogen war.

Und sie trug einen schartigen Panzer, der anders als alles war, was Lirin je gesehen hatte. Ein seltsames Flossenpaar erhob sich wie Hörner an den Seiten des Kopfes über den Ohren.

Die Augen der Kreatur glühten in einem sanften Rot. Es war einer der Verschmolzenen. Hier in Herdstein.

Es musste schon Monate her sein, seit Lirin zuletzt einen gesehen hatte – und das nur im Vorübergehen, als eine kleine Gruppe auf dem Weg zur Front in Herdaz hier Station gemacht hatte. Die Gruppe war mit flatternden Roben durch die Luft geflogen und hatte lange Speere getragen. Diese Weisen hatten ein Bild ätherischer Schönheit heraufbeschworen, aber der Panzer dieser Kreatur hier wirkte weitaus bösartiger – so wie etwas, dessen Ursprung einen vielleicht in der Verdammnis erwartete.

Der Verschmolzene redete in einer rhythmischen Sprache mit einer kleineren Gestalt an seiner Seite, einer Parscherin in Kriegsform. Eine Sängerin, sagte Lirin zu sich selbst. Keine Parscherin. Verwende den richtigen Begriff, auch in deinen Gedanken, damit dir kein Fehler unterläuft, wenn du sprichst.

Die Kriegsform trat vor und übersetzte für den Verschmolzenen. Soweit Lirin wusste, benutzten selbst jene Verschmolzenen, die Alethi sprachen, häufig eine Übersetzerin, als sei die Sprache der Menschen unter ihrer Würde.

»Du«, sagte die Übersetzerin zu Lirin, »bist du der Arzt? Hast du heute die Leute untersucht?«

»Ja«, sagte Lirin.

Der Verschmolzene sagte etwas, und es wurde sogleich übersetzt. »Wir suchen nach einem Spion. Er könnte sich zwischen diesen Flüchtlingen verstecken.«

Lirin spürte, wie sein Mund trocken wurde. Das Ding, das über ihm aufragte, war ein Albtraum, das eine Legende hätte *bleiben* sollen – ein Dämon, von dem man sich flüsternd am Lagerfeuer erzählte. Als Lirin zu sprechen versuchte, wollten die Worte nicht herauskommen, und er musste husten und sich räuspern.

Auf einen gebellten Befehl des Verschmolzenen hin schwärmten seine Soldaten zur Reihe der wartenden Flüchtlinge aus. Diese wichen sofort zurück, und einige versuchten wegzulaufen, aber die Parscher – auch wenn sie im Vergleich zu dem Verschmolzenen klein waren – trugen Kriegsform und waren aus diesem Grund stark und besonders schnell. Sie fingen die Fliehenden ein, während andere die Reihe durchsuchten, Kapuzen von den Köpfen rissen und Gesichter betrachteten.

*Schau nicht zurück auf den Marder, Lirin. Du darfst nicht nervös wirken.*

»Wir ...«, begann Lirin. »Wir untersuchen jede einzelne Person und vergleichen sie dann mit den Zeichnungen, die wir erhalten haben. Ich kann Euch das versichern. Wir sind wirklich wachsam gewesen! Es besteht gar nicht die Notwendigkeit, diese armen Flüchtlinge in Angst und Schrecken zu versetzen.«

Die Kriegsform übersetzte Lirins Worte nicht für den Verschmolzenen, aber die Kreatur antwortete sofort in ihrer eigenen Sprache.

»Derjenige, nach dem wir suchen, befindet sich nicht auf den Listen«, sagte die Übersetzerin. »Er ist ein junger Mann, ein Spion von der gefährlichsten Sorte. Vermutlich ist er in guter körperlicher Verfassung und stark, im Vergleich zu diesen Flüchtlingen, auch wenn er vielleicht Schwäche vor täuscht.«

»Das ... das trifft auf jede Menge Personen zu«, sagte Lirin. Sollte er Glück haben? War es ein reiner Zufall? Vielleicht ging es wirklich nicht um den Marder. Lirin verspürte einen

Augenblick der Hoffnung – wie Sonnenlicht, das durch die Sturmwolken dringt.

»Du würdest dich an diesen Mann erinnern«, fuhr die Übersetzerin fort. »Nach menschlichen Maßstäben ist er groß und hat dichtes, gewelltes, schwarzes Haar, das ihm bis auf die Schultern reicht. Er ist glatt rasiert und hat ein Sklavenmal auf der Stirn. Einschließlich einer Schasch-Glyphe.«

Sklavenmal.

*Schasch.* Gefährlich.

*O nein ...*

Nicht weit von ihm entfernt zog ein Soldat des Verschmolzenen die Kapuze eines weiteren verhüllten Flüchtlings ab – und legte ein Gesicht frei, das Lirin eigentlich sofort hätte vertraut sein müssen. Doch der harsche Mann, zu dem Kaladin geworden war, sah eher wie eine grobe Zeichnung des einfühlsamen jungen Mannes aus, an den sich Lirin erinnerte.

Sofort erstrahlte Kaladin vor Macht und Kraft. Heute war der Tod zu Besuch nach Herdstein gekommen, auch wenn Lirin es hatte verhindern wollen.

Flüchtlinge huschten panisch davon, aber der Verschmolzene kümmerte sich nicht länger um sie. Die hoch aufragende Gestalt verschränkte die Arme vor der Brust, drehte sich zu Kaladin um und lächelte.

*Ich hatte es dir gesagt*, meinte Syl in Kaladins Gedanken. *Ich werde dich immer wieder daran erinnern, bis du zugibst, wie intelligent ich bin.*

»Das ist eine neue Art«, sagte Kaladin, während er seinen Speer gegen den Verschmolzenen richtete. »Hast du so einen schon einmal gesehen?«

*Nein. Er scheint noch hässlicher als die anderen zu sein.*

Das letzte Jahr hindurch waren hin und wieder neue Arten von Verschmolzenen auf den Schlachtfeldern erschienen. Am vertrautesten war Kaladin mit denjenigen geworden, die wie Windläufer fliegen konnten. Sie nannten sich Schanay-im, wie er erfahren hatte, was ungefähr so viel bedeutete wie *Jene aus dem Himmel*.

Andere Verschmolzene konnten gar nicht fliegen. Wie bei den Strahlenden hatte auch bei ihnen jede Art ihre eigenen Kräfte und Fähigkeiten. Jasnah vermutete, dass es zehn Gruppen gab, auch wenn Dalinar – ohne eine Erklärung für sein Wissen zu geben – davon ausging, dass es nur neun waren.

Diese Art hier war bereits die siebte, gegen die Kaladin schon gekämpft hatte. Und wenn die Winde es wollten, war es die siebte, aus der er einen Angehörigen tötete. Kaladin hob den Speer und forderte den Verschmolzenen zum Zweikampf heraus – etwas, das bei den Himmlischen eigentlich immer gelang. Doch dieser Verschmolzene bedeutete seinen Kumpanen nur durch ein Zeichen, dass sie Kaladin von allen Seiten angreifen sollten.

Kaladin reagierte darauf, indem er sich nach oben peitschte. Als er in den Himmel schoss, verlängerte Syl ihre Umrisse automatisch zu einer mächtigen Lanze, mit der man von der Luft aus auf Gegenstände oder Personen am Boden einstechen

konnte. Das Sturmlicht brodelte in Kaladin und lockte ihn zur Bewegung, zum Handeln, zum *Kampf*. Aber er musste unbedingt vorsichtig sein. Es gab hier viele Zivilisten, einschließlich einiger, die ihm lieb und wert waren.

»Mal sehen, ob wir sie weglocken können«, sagte Kaladin und peitschte sich in einem Winkel nach unten, der ihn rückwärts zur Erde trieb, weg von der Stadt. Doch leider verhinderte der Nebel, dass Kaladin sehr weit oder hoch fliegen konnte, da er sonst seine Feinde aus dem Blickfeld verloren hätte.

*Sei vorsichtig, sagte Syl. Wir wissen nicht, welche Kräfte dieser neue Verschmolzene haben könnte ...*

Die vom Nebel umhüllte Gestalt, die sich nicht besonders weit von ihnen entfernt befand, brach plötzlich zusammen, und etwas kam aus dem Körper hervorgeschossen – eine kleine Linie aus rotvioletterm Licht, wie ein Sprengsel. Im nächsten Augenblick schoss diese Linie auf Kaladin zu, dehnte sich aus und bildete den Verschmolzenen neu. Kaladin hörte ein Geräusch wie von sich ausdehnendem Leder, vermischt mit dem Knirschen von Stein.

Der Verschmolzene erschien in der Luft unmittelbar vor Kaladin. Bevor Kaladin reagieren konnte, hatte ihn der Verschmolzene mit der einen Hand an der Kehle und mit der anderen an der Uniform gepackt.

Syl schrie auf und löste sich in Dunst auf – ihre Lanzen-gestalt war für einen solchen Nahkampf ungeeignet. Das Gewicht des gewaltigen Verschmolzenen mit seinem steinernen Panzer und den dicken Muskeln riss Kaladin aus der Luft und schleuderte ihn mit dem Rücken gegen den Erdboden.

Die zupackenden Finger des Verschmolzenen unterbrachen Kaladins Luftzufuhr, aber solange das Sturmlicht in ihm tobte, musste er nicht atmen. Er packte die Hände des Verschmolzenen und wollte sie von sich abreißen. Sturmwater! Diese Kreatur war *stark*. Ihre Finger bewegen zu wollen kam

dem Versuch gleich, Stahl zu biegen. Kaladin hatte seine anfängliche Panik darüber, aus der Luft geholt worden zu sein, abgeschüttelt und rief Syl in Gestalt eines Dolches herbei. Er fuhr damit zuerst durch die rechte und dann durch die linke Hand des Verschmolzenen, dessen Finger dadurch taub und leblos wurden.

Sie würden wieder heilen. Die Verschmolzenen benutzten – wie die Strahlenden auch – Sturmlicht zur Behandlung ihrer Wunden. Aber da die Finger der Kreatur erst einmal gefühllos waren, konnte sich Kaladin mit einem Tritt von ihr befreien. Er peitschte sich wieder nach oben, hoch in die Luft. Doch bevor er tief Luft holen konnte, schoss ein rotvioletter Lichtstrahl durch den Nebel unter ihm, beschrieb Kreise in der Luft und schwirrte hinter Kaladin hoch.

Ein schraubstockartiger Arm packte ihn von hinten und nahm ihn in den Schwitzkasten. Eine Sekunde später flammte zwischen Kaladins Schultern ein stechender Schmerz auf; offenbar hatte ihm der Verschmolzene ein Messer in den Rücken gerammt.

Kaladin schrie auf und spürte, wie seine Gliedmaßen taub wurden, als die Waffe in sein Rückenmark drang. Sein Sturmlicht strömte auf die Wunde zu, aber dieser Verschmolzene hatte offensichtlich Erfahrung mit dem Kampf gegen Wogenbinder, denn er rammte sein Messer immer wieder in Kaladins Rücken, damit nicht etwa eine Heilung eintreten konnte.

»Kaladin!«, sagte Syl und umschwirrte ihn. »Kaladin! Was soll ich tun?« In seiner Hand bildete sie sich zum Schild aus, aber seine schlaffen Finger ließen sie fallen, und sofort nahm sie wieder ihre Sprengselgestalt an.

Die Bewegungen des Verschmolzenen waren geschickt und präzise, während er Kaladin von hinten in festem Griff hielt. Aber in seiner menschenähnlichen Gestalt schien er nicht fliegen zu können – dazu musste er erst wieder zu einem Lichtband werden. Kaladin spürte den Atem auf seiner Wange,

während das Wesen immer erneut zustach. Der Teil Kaladins, der von seinem Vater ausgebildet worden war, betrachtete die Wunde kühl und präzise: Durchtrennung des Rückenmarks. Wiederholte Zufügung vollständiger Lähmung. Ein kluger Umgang mit einem Feind, der sich selbst zu heilen vermochte. Wenn es so weiterging, würde Kaladins Sturmlicht bald versiegen.

Der Soldat in Kaladin handelte hingegen eher instinktiv als überlegt und bemerkte – obwohl er sich in der Luft drehte und von einem schrecklichen Feind gepackt gehalten wurde –, dass er vor jedem neuen Stich *ganz kurz* wieder ein Gefühl für seinen Körper erhielt.

Als das Prickeln erneut durch seinen Körper lief, beugte sich Kaladin vor und rammte seinen Kopf gegen den des Verschmolzenen.

Ein Blitz aus Schmerz und weißem Licht nahm Kaladin die Sicht. Er drehte sich ruckartig, als er spürte, wie sich der Griff des Verschmolzenen lockerte und er schließlich wieder frei war. Doch die Kreatur ergriff Kaladin an seinem Mantel und klammerte sich daran – nichts als ein Schatten in Kaladins schwimmendem Blick. Aber das genügte ihm. Kaladin streckte die Hand nach dem Hals des Wesens aus, und Syl bildete sich als Seitenschwert aus. Wenn das Edelsteinherz, der Kopf oder der Hals mit einer Splitterklinge des Verschmolzenen durchtrennt wurde – welche Kräfte ihm auch immer zur Verfügung stehen mochten –, bedeutete dies unweigerlich seinen Tod.

Kaladins Blick wurde wieder etwas klarer, und er sah, wie das rotviolette Licht aus dem Brustkorb des Verschmolzenen ausbrach. Er ließ den Körper jedes Mal zurück, wenn seine Seele – oder was immer es sein mochte – zu einem Band aus rotem Licht wurde. Kaladins Klinge schlug den Kopf sauber ab, aber das Licht war schon entkommen.

Bei den Stürmen! Dieses Wesen schien eher ein Sprengsel als ein Sänger zu sein. Sein abgestreifter Körper taumelte

durch den Nebel, und Kaladin folgte ihm, während seine eigenen Wunden vollständig heilten. Er sog einen zweiten Beutel voller Kugeln leer, während er neben dem herabgestürzten Leichnam landete. Konnte er dieses Wesen vielleicht sogar töten? Eine Splitterklinge vermochte Sprengsel zu durchtrennen, aber das brachte sie noch nicht um. Sie bildeten sich irgendwann neu.

Schweiß rann an Kaladins Gesicht herunter, und sein Herz hämmerte. Obwohl das Sturmlicht ihn drängte, sich zu bewegen, beruhigte er sich, beobachtete den Nebel und suchte nach Anzeichen für die Verschmolzenen. Inzwischen hatten sie sich so weit von dem Ort entfernt, dass er niemanden mehr sah. Nur die verschatteten Berge. Leere.

*Bei den Stürmen, das war knapp!* So nahe hatte er seit langer Zeit nicht mehr vor dem Tod gestanden. Noch beängstigender war, wie schnell und unerwartet ihn der Verschmolzene gepackt hatte. Eine Gefahr lag in dem Gefühl, dass ihm Wind und Himmel gehörten und dass er sich selbst so schnell und vollständig heilen konnte.

Kaladin drehte sich langsam um und spürte den Windhauch auf seiner Haut. Vorsichtig ging er zu dem Klumpen hinüber, der von dem Verschmolzenen übrig geblieben war. Der Leichnam – oder was immer es sein mochte – wirkte vertrocknet und zerbrechlich, die Farben waren ebenso verblasst wie das Haus einer schon lange gestorbenen Schnecke. Das Fleisch war zu einer Art von porösem und leichtem Stein geworden. Kaladin hob das abgeschlagene Haupt auf und drückte den Daumen in das Gesicht, das wie Asche zerfiel. Der Rest des Körpers löste sich wenige Minuten später auf, ohne dass Kaladin ihn berührt hätte, und schließlich zersetzte sich sogar der Panzer.

Eine Linie aus rotvioletterm Licht zuckte von der Seite auf ihn zu. Sofort warf sich Kaladin in die Luft und entging nur knapp dem Griff des Verschmolzenen, der sich unter ihm frisch

aus dem Licht bildete. Die Kreatur warf ihren neuen Körper jedoch sofort wieder ab und setzte Kaladin in ihrer Lichtgestalt nach. Diesmal wich Kaladin etwas zu langsam aus, und die Kreatur, die sich nun wieder aus dem Licht gebildet hatte, fasste nach seinem Bein.

Der Verschmolzene zog sich daran hoch und kletterte an Kaladins Uniform entlang. Als sich die Sylklinge endlich in Kaladins Händen bildete, hielt ihn der Verschmolzene schon in kraftvollem Griff, wand die Beine um seinen Torso, packte Kaladins Schwerthand und drückte sie zur Seite, während er den rechten Unterarm gegen Kaladins Kehle rammte. Dadurch fiel sein Kopf nach hinten, und er konnte nur noch mit Mühe den Verschmolzenen sehen und ihn erst recht nicht mehr packen.

Doch er benötigte diese Kraft auch gar nicht. Es war gefährlich, mit einem Windläufer zu ringen, denn alles, was Kaladin berühren konnte, konnte er auch peitschen. Er goss Licht in seinen Feind und peitschte die Kreatur von sich weg. Das Licht widersetzte sich, wie es stets geschah, wenn er es in einen Verschmolzenen strömen ließ, aber Kaladin hatte genug davon und konnte den Widerstand überwinden.

Er peitschte sich in die entgegengesetzte Richtung, und bald hatte es den Anschein, als würden gewaltige Hände die beiden voneinander wegdrücken. Der Verschmolzene grunzte und sagte etwas in seiner eigenen Sprache. Kaladin ließ die Sylklinge sinken und konzentrierte sich ganz darauf, seinen Feind wegzuschieben. Der Verschmolzene glühte nun vor Sturmlicht - und wie ein schillernder Rauch stieg es aus ihm auf.

Schließlich entglitt er der Hand seines Feindes; dann schoss dieser von Kaladin weg wie ein Pfeil von einem Splitterbogen. Den Bruchteil einer Sekunde später drang das gnadenlose rotviolette Licht wieder aus der Brust des Leichnams und blitzte auf Kaladin zu.

Kaladin entging ihm nur knapp, peitschte sich nach unten, und der Verschmolzene bildete sich neu und griff nach ihm.

Der Verschmolzene verfehlte sein Ziel, fiel durch den Nebel und verschwand. Wieder drohte Kaladin das Licht auszugehen, und sein Herz raste. Er atmete den Inhalt des dritten Beutels voller Kugeln ein; insgesamt besaß er vier von ihnen. Sie waren in die Innenseite seiner Uniform eingenäht, da die Verschmolzenen wussten, dass sie einen Strahlenden nur von seiner Kugelreserve abschneiden mussten.

»Hui«, sagte Syl, als sie auf ihn zuschwebte und sich so hielt, dass sie beobachten konnte, was hinter seinem Rücken vorging. »Er ist gut, nicht wahr?«

»Mehr als das«, sagte Kaladin und suchte den gleichförmigen Nebel mit seinen Blicken ab. »Er greift mit einer anderen Strategie an als die Übrigen. Ich musste bisher nicht oft ringen.«

Auf dem Schlachtfeld waren Ringkämpfe nicht üblich. Zumindest auf einem Schlachtfeld, auf dem es diszipliniert vorging. Kaladin war im Formationskampf geübt und konnte auch mit dem Schwert immer besser umgehen. Aber es war Jahre her, seit er das Entkommen aus dem Schwitzkasten zuletzt geübt hatte.

»Wo ist er?«, fragte Syl.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Kaladin. »Aber wir müssen ihn nicht besiegen. Wir müssen nur so lange durchhalten, bis die anderen eintreffen.«

Nachdem sie einige Minuten Ausschau gehalten hatten, rief Syl: »Da!« Sie verwandelte sich in ein Lichtband, das in die Richtung zeigte, in der sie etwas gesehen hatte.

Kaladin wartete nicht auf weitere Erklärungen. Er peitschte sich durch den Nebel. Der Verschmolzene war zurückgekehrt und griff in die leere Luft, als Kaladin auswich. Der Körper der Kreatur sank wieder zu Boden, als der Lichtstrahl aus ihm austrat, und Kaladin verlegte sich auf einen Zickzackkurs und wich dem Verschmolzenen noch zweimal aus.

Diese Kreatur benutzte das Licht zur Bildung neuer Körper. Jeder sah genauso aus wie der letzte und trug das Haar als eine Art von Kleidung. Der Körper wurde nicht jedes Mal neu geboren, sondern teleportiert, wobei das Licht als Mittel zur Fortbewegung zwischen den einzelnen Orten benutzt wurde. Kaladin war schon Verschmolzenen begegnet, die fliegen konnten, und anderen, deren Kräfte denen eines Lichtwebers ähnelten. Vielleicht war dieser hier jemand, dessen Kräfte jene der Aufscheiner und ihrer besonderen Fortbewegungsfähigkeiten spiegelte.

Nachdem sich die Kreatur zum dritten Mal materialisiert hatte, gab sie die Jagd für kurze Zeit auf. *Sie kann sich nur dreimal teleportieren, bevor sie sich ausruhen muss*, vermutete Kaladin. *Sie greift dreimal hintereinander gnadenlos zu. Müssen sich ihre Kräfte danach regenerieren? Oder ... nein, vermutlich muss sie von irgendwoher neues Leerlicht holen.*

Tatsächlich kehrte das rotviolette Licht nach wenigen Minuten wieder zurück. Kaladin peitschte sich von ihm weg und wurde schneller. Die Luft brauste um ihn herum, und beim fünften Peitschen war er so schnell geworden, dass das rote Licht nicht mehr mithalten konnte und hinter ihm schwächer wurde.

*Du bist nicht ganz so gefährlich, wenn du nicht an mich herankommen kannst, nicht wahr?*, dachte Kaladin. Der Verschmolzene kam offenbar zum gleichen Schluss, und das Lichtband sackte durch den Nebel herab.

Leider wusste der Verschmolzene vermutlich, dass Kaladin nach Herdstein zurückkehren wollte. Also setzte er seinen Flug durch den Nebel nicht fort, sondern landete ebenfalls auf der Erde. Er setzte auf einem Hügelkamm auf, der von verklumpten Steinknospen überwuchert war, deren Ranken die Feuchtigkeit freigiebig verteilten.

Der Verschmolzene stand am Fuß des Hügels und schaute hoch. Ja ... dieser dunkelbraune Umhang ... das waren Haare,

die aus seinem Scheitel sprossen und sich lang und eng um den Körper wanden. Der Verschmolzene brach sich einen Panzerstachel vom Arm ab – eine scharfe und schartige Waffe – und richtete sie gegen Kaladin. Vermutlich hatte er eine von ihnen als Dolch benutzt, als er auf Kaladins Rücken eingestochen hatte.

Dieser Sporn und die Haare schienen anzudeuten, dass der Verschmolzene keine Gegenstände teleportieren konnte. Er war also nicht in der Lage, Leerlichtkugeln an seiner Person mitzuführen, sondern musste sich immer wieder zurückziehen und dieses Licht neu in sich aufnehmen.

Syl formte sich zu dem Speer. »Ich bin bereit!«, rief Kaladin. »Komm doch!«

»Du kannst laufen?«, rief der Verschmolzene auf Alethi. Seine Stimme klang so rau, als würden Steine gegeneinander scheuern. »Achte aus den Augenwinkeln auf mich, Windläufer. Wir werden uns bald wiedersehen.« Er wurde zu einem Band aus rotem Licht, hinterließ einen weiteren zerfallenden Leichnam und verschwand im Nebel.

Kaladin setzte sich auf den Boden, gab einen langen Seufzer von sich, und das Sturmlicht quoll aus ihm heraus und vermischte sich mit dem Nebel. Bald, wenn die Sonne höher stieg, würde sich der Nebel zersetzen. Doch noch bedeckte er das Land, und es wirkte unheimlich und verloren. Als wäre Kaladin unbeabsichtigt in einen Traum eingetreten.

Plötzlich überspülte ihn eine Welle der Erschöpfung. Er spürte, wie ihn das Sturmlicht verließ, und er spürte die typische Erschlaffung nach der Schlacht. Und noch etwas mehr. Etwas, das in letzter Zeit immer häufiger vorkam.

Sein Speer verschwand, und Syl erschien und stand vor ihm in der Luft. Sie hatte es sich angewöhnt, ein modisches knöchellanges und eng anliegendes Kleid zu tragen, das sie gegen das hauchdünne mädchenhafte eingetauscht hatte. Als er sie danach gefragt hatte, hatte sie ihm erklärt, dass Adolin

sie »beraten« habe. Ihr langes, blau-weißes Haar löste sich an den Enden in Dunst auf, und sie trug keinen Schutzhand-Ärmel. Warum auch? Sie war schließlich kein Mensch und erst recht keine Vorin.

»Nun«, sagte sie und stemmte die Hände in die Hüften, »dem haben wir es aber gezeigt.«

»Er hätte mich zweimal fast getötet.«

»Ich habe nicht gesagt, *was* wir ihm gezeigt haben.« Sie drehte sich um und hielt Wacht, für den Fall, dass es nur eine Finte gewesen sein sollte. »Ist alles in Ordnung mit dir?«

»Ja«, sagte Kaladin.

»Du siehst müde aus.«

»Das sagst du immer.«

»Weil du immer müde aussiehst, Dummkopf.«

Er mühte sich auf die Beine. »Sobald ich in Bewegung bin, geht es mir wieder gut.«

»Du ...«

»Wir werden *nicht* wieder darüber sprechen. Es geht mir gut.«

Tatsächlich fühlte er sich gleich besser, als er aufstand und noch ein wenig Sturmlicht einatmete. Was machte es schon aus, wenn die schlaflosen Nächte zurückgekehrt waren? Früher war er mit noch weniger Schlaf ausgekommen. Der Sklave Kaladin hätte sich um den Verstand gelacht, wenn er gehört hätte, dass dieser neue Kaladin – der helläugige Splitterträger, ein Mann mit luxuriösem Haus und einer warmen Mahlzeit, sobald es ihn nach einer solchen verlangte – sich Sorgen wegen einer so unbedeutenden Schlaflosigkeit machte.

»Komm«, sagte er. »Wenn wir auf unserem Weg hierher bemerkt worden sein sollten ...«

»Wenn?«

»*Weil* wir bemerkt wurden, werden sie mehr als nur einen Verschmolzenen zu uns schicken. Die Himmlischen werden nach mir suchen, und das bedeutet, dass die Mission gefährdet ist. Wir sollten zur Stadt zurückgehen.«

drei zu einem angenehmen Gleichgewicht gefunden. Sie waren nicht mehr so streng voneinander getrennt wie früher und konnten die Identitäten leichter wechseln.

Alles schien so gut zu laufen. Aber das verursachte Schleier natürlich Sorgen. Lief es *zu* gut?

Egal. Sie ließ den Stand mit den Früchten hinter sich. Diesen Monat hatte sie in den Kriegslagern verbracht, während sie das Gesicht einer Frau getragen hatte, die Chanasha hieß: eine helläugige Kauffrau von niederer Geburt, die einen bescheidenen Erfolg damit errungen hatte, ihre Chulle an Karawanen auszuleihen, die über die Zerbrochene Ebene reisten. Sie hatten die echte Chanasha durch Bestechung überredet, ihr Gesicht Schleier zu leihen, und nun wurde sie an einem sicheren Ort versteckt.

Sadeas' Kriegslager sah noch genauso aus wie in ihrer Erinnerung aus den Tagen, da sie in diesen Lagern gelebt hatte – auch wenn es hier inzwischen noch etwas rauer geworden war. Die Straße hätte es einmal nötig gehabt, gründlich ausgekratzt zu werden; Steinknospen-Polypen brachten die Wagen und Karren zum Schaukeln und Stoßen, wenn sie darüberfuhren. Vor den Waren der meisten Buden stand ein deutlich sichtbarer Wächter. Dies war gewiss nicht der Ort, an dem jemand auf den Schutz durch die einheimischen Soldaten vertraute.

Sie kam an einigen Glückshändlern vorbei, die Bannglyphen und andere Symbole gegen gefährliche Zeiten anboten. Sturmwächter versuchten, Listen der kommenden Stürme mit den Daten ihres Eintreffens zu verkaufen. Sie beachtete diese Leute gar nicht weiter, sondern begab sich zu einem besonderen Geschäft, in dem robuste Stiefel und Wanderschuhe angeboten wurden. So etwas verkaufte sich heutzutage gut in den Kriegslagern; viele Kunden waren Durchreisende. Eine rasche Überprüfung der anderen Güter würde ähnliche Geschichten erzählen. Haltbare Rationen für eine lange Reise. Werkstätten

für die Reparatur von Wagen und Karren. Und natürlich alles, was nicht seriös genug war, um einen Platz in Urithiru zu bekommen.

Außerdem gab es zahlreiche Sklavenpferche. Fast so viele wie Bordelle. Sobald der größte Teil der Zivilisten nach Urithiru weitergezogen war, waren die zehn Kriegslager rasch zu einem schäbigen Haltepunkt für Karawanen geworden.

Auf Anweisung der Strahlenden warf Schleier verstohlen einen Blick über die Schulter und suchte nach Adolins Soldaten. Keiner von ihnen war zu sehen. Gut. Sie erspähte allerdings Muster, der sie von einer Mauer in der Nähe beobachtete und bereit war, Adolin Bericht zu erstatten, falls es nötig sein sollte.

Alles war an seinem Platz, und ihren Erkenntnissen zufolge sollte sich heute ihre Entführung ereignen. Vielleicht bedurfte es dazu aber noch eines weiteren Ansporns.

Der Schuhverkäufer näherte sich ihr – ein stämmiger Bursche mit einem weiß melierten Bart. Schallan verspürte den Drang, ihn zu zeichnen, und so trat Schleier zurück und ließ Schallan in den Vordergrund kommen, damit sie ein Erinnerungsbild von ihm nehmen konnte.

»Gibt es etwas, das Euch besonders interessiert, Hellheit?«, fragte er.

Schleier übernahm wieder die Führung. »Wie schnell könntest du hundert Paare von diesen hier herstellen?«, fragte Schleier und klopfte mit einer kleinen Gerte, die Chanasha immer in ihrer Tasche bei sich trug, gegen einen der Schuhe.

»Hundert Paare?«, fragte der Mann und wurde plötzlich munter. »Das würde nicht lange dauern, Hellheit. Vier Tage, falls meine nächste Materiallieferung pünktlich hier eintrifft.«

»Ausgezeichnet«, sagte sie. »Ich habe einen besonderen Kontakt zu dem alten Kholin in seinem dummen Turm und könnte dort Höchstmengen absetzen, wenn du sie mir herstellen kannst. Natürlich brauche ich einen Mengenrabatt.«

»Mengenrabatt?«, fragte der Mann.

Sie fuhr mit ihrer Gerte durch die Luft. »Ja, selbstverständlich. Wenn du meine Kontakte zu Urithiru nutzen willst, muss ich die besten Konditionen bekommen.«

Er rieb sich den Bart. »Ihr seid ... Chanasha Hasareh, nicht wahr? Ich habe schon von Euch gehört.«

»Gut. Dann weißt du ja auch, dass ich keine Spielchen treibe.« Sie beugte sich vor und stieß ihm mit ihrer Gerte gegen den Brustkorb. »Ich habe einen Weg gefunden, wie ich die Steuern des alten Kholin umgehen kann, wenn wir rasch handeln. Vier Tage. Oder könntest du es auch in drei Tagen schaffen?«

»Vielleicht«, sagte er. »Aber ich bin ein gesetzestreuer Mann, Hellheit. Also ... es wäre ungesetzlich, Steuern zu umgehen.«

»Ungesetzlich ist es nur, wenn wir hinnehmen, dass Kholin die Macht hat, diese Steuern zu *verlangen*. Aber ... soweit ich weiß, ist er nicht unser König. Er kann sagen, was er will, doch jetzt, wo sich die Stürme geändert haben, werden die Herolde erscheinen und ihn zurechtweisen. Lass es dir gesagt sein!«

*Gute Arbeit*, dachte die Strahlende. Das hatte sie geschickt hinbekommen.

Schleier tippte mit der Gerte gegen den Stiefel. »Hundert Paare. In drei Tagen. Ich schicke dir noch heute eine Schreiberin für die Einzelheiten. Abgemacht?«

»Abgemacht.«

Chanasha hielt nicht viel vom Lächeln, also schenkte Schleier dem Kaufmann keines. Sie steckte sich ihre Gerte in den Ärmel und nickte ihm knapp zu, bevor sie weiter über den Markt schlenderte.

*Glaubt ihr nicht, dass das ein wenig zu unverfroren klingt?*, fragte Schleier. Der letzte Teil über Dalinar, der möglicherweise gar kein König war, fühlte sich übertrieben an.

Die Strahlende war sich nicht sicher; Feinsinnigkeiten waren nicht ihre starke Seite, aber Schallan stimmte ihr zu. Sie mussten sich mehr anstrengen, denn sonst würde sie nie entführt werden. Selbst wenn sie in einer dunklen Gasse herumlung-

gerte – in einer Gasse, von der sie wusste, dass ihre Zielpersonen sie gelegentlich besuchten –, lenkte das offenbar keinerlei Aufmerksamkeit auf sie.

Schleier unterdrückte ein Seufzen und begab sich zu einem Weinhaus in der Nähe des Marktes. Sie besuchte es schon seit Wochen, und die Eigentümer kannten sie inzwischen recht gut. Ihr Spionagedienst sagte, dass sie, wie auch der Schuhhändler, zu den Söhnen Ehrns gehörten – der geheimen Gruppe, der Schleier nachjagte.

Die junge Kellnerin führte Schleier aus dem kalten Wetter hinaus und zu einer kleinen, abgelegenen Ecke mit einem eigenen Tisch. Hier konnte sie ungestört etwas trinken und die Konten prüfen.

Die Kontobücher. Ihre Kontobücher. Sie holte sie aus ihrer Umhängetasche und legte sie auf den Tisch. Was sie nicht alles tat, um in ihrem angenommenen Charakter zu bleiben. Die Illusion musste vollkommen aufrechterhalten werden, denn die echte Chanasha ließ nie einen Tag verstreichen, ohne die Konten abzugleichen. Sie schien es *entspannend* zu finden.

Glücklicherweise hatten sie ja Schallan, die diesen Teil übernehmen konnte. Sie hatte einige Übung darin, weil sie Sebarial die Bücher geführt hatte. Schleier überließ Schallan die Führung. Und es war tatsächlich gar nicht so schlecht. Sie zeichnete Kringel an den Rand, während sie arbeitete, auch wenn das nicht ganz Chanashas Charakter entsprach. Schleier hielt es für absolut notwendig, dass es nie eine Abweichung davon gab, aber Schallan wusste, dass hin und wieder eine kleine Entspannung notwendig war.

*Wir könnten uns entspannen, indem wir in die Spielhöhlen gehen*, dachte Schleier.

Ein Grund dafür, so sorgfältig zu sein, bestand in der Tatsache, dass diese Kriegslager ein besonders verführerischer Spielplatz für Schleier waren. Spielen ohne den Gedanken, ob es für eine Vorin schicklich war? Kneipen, die einem alles ser-

vierten, ohne Fragen zu stellen? Die Kriegslager befanden sich einen wunderbaren kleinen Sturm weit entfernt von Dalinar Kholins vollkommenem Sitz der Anständigkeit.

Urithiru war voll von Windläufern – von Männern und Frauen, die sich dafür überschlugen, dass man sich an einem falsch gestellten Tisch bloß nicht den Ellbogen anstieß. Aber dieser Ort hier ... Schleier könnte sich an ihn gewöhnen. Darum war es vielleicht besser, wenn sie sich streng an Chanashas Charakter hielten.

Schallan versuchte, sich auf die Zahlen zu konzentrieren. Sie bereiteten ihr keine Schwierigkeiten; die ersten Erfahrungen mit Kontobüchern hatte sie mit den Abrechnungen ihres Vaters gemacht. Es hatte begonnen, bevor sie ...

Bevor sie ...

*Vielleicht ist es jetzt an der Zeit*, flüsterte Schleier. *Zeit, sich zu erinnern, endlich. An alles.*

Nein.

Aber ...

Schleier zog sich sofort zurück. *Nein, daran dürfen wir in diesem Augenblick nicht denken. Wir müssen die Kontrolle behalten.*

Als der Wein eintraf, lehnte sich Schleier auf ihrem Stuhl zurück. Ausgezeichnet. Sie nahm einen tiefen Schluck und versuchte so zu tun, als prüfe sie Abrechnungen. Ehrlich gesagt verspürte sie keine Wut auf Schallan. Sie richtete dieses Gefühl lieber auf Ialai Sadeas. Diese Frau konnte sich nicht damit zufriedengeben, hier ein kleines Lehensgut zu führen, Profit aus den Karawanen zu schlagen und sich ansonsten zurückzuhalten. O nein. Sturmverdammte, sie musste ja unbedingt einen Hochverrat planen.

Und so mühte sich Schleier mit den Kontobüchern ab und tat auch noch so, als habe sie Spaß daran. Sie nahm einen weiteren tiefen Schluck. Bald fühlte sie sich benommen und hätte beinahe Sturmlicht eingesogen, damit die Wirkung des Alko-

»Kaladin?«, fragte sie.

In den letzten Monaten hatte er sich ... abgekoppelt gefühlt. Die letzten Jahre ... Es war, als wäre das Leben für alle anderen weitergegangen, Kaladin aber getrennt von ihnen geblieben und unfähig, mit ihnen in Kontakt zu treten. Als ob er ein Gemälde wäre, das in einer Halle hing und das Leben an sich vorbeiströmen sah.

»Fein«, sagte Syl, »dann werde ich deinen Teil übernehmen.« Ihr Bild wurde undeutlich, und sie verwandelte sich in eine vollkommene Nachbildung Kaladins, der sich auf seine eigene Schulter setzte. »Gut, gut«, sagte sie mit einer knurrenden, tiefen Stimme. »Grummel, grummel. Stellt euch in die Reihe, Männer. Sturmverdammter Regen, ruiniert das sonst so schreckliche Wetter. Außerdem verbiete ich ab sofort Zehen.«

»Zehen?«

»Die Leute stolpern doch andauernd darüber!«, erklärte sie. »Ich kann nicht zulassen, dass ihr euch selbst verletzt. Also, von jetzt an keine Zehen mehr. Und nächste Woche versuchen wir es ganz ohne Füße. Und jetzt geht und holt euch was zu essen. Morgen stehen wir vor der Morgendämmerung auf und üben, unser Gegenüber böse anzusehen.«

»So schlimm bin ich nun auch wieder nicht«, sagte Kaladin, aber dann musste er unwillkürlich grinsen. »Außerdem klingt dein Kaladin eher wie Teft.«

Sie verwandelte sich zurück und setzte sich geziert auf seine Schulter. Offenbar war sie mit sich zufrieden. Und er musste eingestehen, dass er sich jetzt zuversichtlicher fühlte. *Bei den Stürmen*, dachte er. *Wo wäre ich, wenn ich sie nicht gefunden hätte?*

Die Antwort war offensichtlich. Er würde tot auf dem Boden einer Kluft liegen, nachdem er sich in die Dunkelheit gestürzt hatte.

Als sie sich Herdstein näherten, fanden sie ein Bild relativer Ordnung vor. Die Flüchtlinge hatten wieder eine Reihe

gebildet, und die Sänger, die in Kriegsform standen und zusammen mit dem Verschmolzenen eingetroffen waren, hatten ihre Waffen weggesteckt und warteten in der Nähe von Kaladins Vater und der neuen Stadtherrin. Alle schienen begriffen zu haben, dass die nächsten Ereignisse im Wesentlichen vom Ausgang des Duells abhingen, das sich Kaladin und der Verschmolzene geliefert hatten.

Er trat auf sie zu, griff in die Luft vor ihm, und der Sylspeer bildete sich als eine majestätische silberne Waffe. Die Sänger zogen ihre eigenen Waffen, es waren hauptsächlich Schwerter.

»Ihr könnt gern allein gegen einen Strahlenden kämpfen, wenn ihr unbedingt wollt«, sagte Kaladin. »Aber wenn ihr heute noch nicht sterben wollt, könnt ihr auch die Sänger in dieser Stadt zusammenrufen und euch auf einen halbstündigen Fußmarsch nach Osten zurückziehen. Dort befindet sich ein Sturmschutz für die Menschen von den äußeren Gehöften. Ich bin sicher, Abiajan wird euch dorthin führen. Bleibt bis zum Sonnenuntergang darin.«

Die sechs Soldaten stürmten auf ihn zu.

Kaladin seufzte und nahm das Sturmlicht einiger weiterer Kugeln aus seinem Beutel in sich auf. Das Scharmützel dauerte etwa dreißig Sekunden, danach war eine Sängerin tot und lag mit ausgebrannten Augen da, während sich drei weitere mit abgebrochenen Waffen zurückzogen.

Einige hätten in diesem Angriff Tapferkeit erkannt. Während des größten Teils der Alethi-Geschichte waren gewöhnliche Soldaten dazu ermuntert worden, sich Splitterträgern entgegenzuwerfen. Die Generäle lehrten, dass auch nur die geringste Aussicht darauf, sich einen Splitter zu erwerben, das besondere Risiko aufwog.

Für sich genommen war das schon dumm genug, aber Kaladin würde niemals einen Splitter fallen lassen, sollte er getötet werden. Er war ein Strahlender, und diese Soldaten wussten es. Er wusste, dass die Einstellungen der Sänger-Soldaten im

Wesentlichen von dem Verschmolzenen abhingen, dem sie dienten. Die Tatsache, dass diese hier ihr Leben einfach weggeworfen hatten, sprach gewiss nicht zugunsten ihres Herrn.

Zum Glück hörten die verbliebenen fünf auf Abiajan und die anderen Sänger aus Herdstein, die sie – mit einiger Mühe – davon überzeugten, dass sie besiegt waren, auch wenn sie sehr tapfer gekämpft hatten. Kurze Zeit später schritten sie gemeinsam durch den sich rasch auflösenden Nebel aus dem Ort heraus.

Kaladin überprüfte noch einmal den Himmel. *Sie sollten jetzt bald hier sein*, dachte er, dann ging er zu dem Kontrollposten, an dem seine Mutter wartete. Sie trug ein gemustertes Tuch über ihrem schulterlangen Haar, das heute nicht zu einem Zopf geflochten war. Sie umarmte Kaladin seitlich, während sie den kleinen Orodin festhielt, der die Hände nach Kaladin ausstreckte.

»Du bist groß geworden!«, sagte er zu dem Jungen.

»Gagadin!«, sagte das Kind und griff dann in die Luft, weil es versuchte, Syl zu schnappen, die vor Kaladins Familie stets in sichtbarer Gestalt erschien. Wie üblich verwandelte sie sich hintereinander in verschiedene Tiergestalten und machte für das Kind Kunststückchen in der Luft.

»Wie geht es Lyn?«, fragte Kaladins Mutter.

»Muss das denn *immer* deine erste Frage sein?«

»Dies ist schließlich das Vorrecht der Mutter«, sagte Hesina.  
»Also?«

»Sie hat sich von ihm getrennt«, sagte Syl in Gestalt eines winzigen strahlenden Axthundes, aus dessen Schnauze die Worte ausgesprochen seltsam klangen. »Kurz nach unserem letzten Besuch.«

»Oh, Kaladin«, sagte seine Mutter und umarmte ihn erneut.

»Wie hat er es aufgenommen?«

»Er war zwei Wochen lang mürrisch«, sagte Syl, »aber ich glaube, jetzt ist er fast darüber hinweg.«

»Er steht *genau hier*«, sagte Kaladin.

»Und er beantwortet nie Fragen über sein Privatleben«, sagte Hesina. »Deshalb ist seine arme Mutter ja auch gezwungen, sich aus anderen, göttlicheren Quellen zu informieren.«

»Siehst du«, sagte Syl, die nun als Kremling herumhüpfte. »Sie weiß wenigstens, wie man mich behandelt. Mit dem *Respekt* und der *Würde*, die ich verdient habe.«

»Hat er sich dir gegenüber schon wieder würdelos verhalten, Syl?«

»Es ist *mindestens* einen ganzen Tag her, seit er erwähnt hat, wie großartig ich bin.«

»Es ist wirklich ganz besonders ungerecht, dass ich mich mit euch beiden gleichzeitig abgeben muss«, sagte Kaladin. »Hat es dieser herdazianische General bis in die Stadt geschafft?«

Hesina deutete auf ein Gebäude, das sich zwischen zwei Häuser drängte – einen der hölzernen Schuppen für landwirtschaftliche Geräte. Er wirkte nicht besonders stabil; einige Bohlen waren vom letzten Sturm gebogen und gelockert worden.

»Ich habe sie dort drinnen versteckt, sobald der Kampf begonnen hatte«, erklärte Hesina.

Kaladin gab ihr Oroden zurück und ging auf den Schuppen zu. »Hol Laran und ruf die Bewohner zusammen. Heute ist etwas Großes im Anmarsch, und ich möchte nicht, dass sie in Panik geraten.«

»Was meinst du mit ›etwas Großes, Sohn?«

»Das wirst du schon sehen«, sagte er.

»Wirst du mit deinem Vater sprechen?«

Kaladin zögerte erst, dann warf er einen Blick über das neblige Feld zu den Flüchtlingen hin. Die Bewohner der kleinen Stadt kamen allmählich aus ihren Häusern heraus und wollten erfahren, worum es bei diesem Aufruhr ging. Doch er konnte seinen Vater nirgendwo sehen. »Wohin ist er denn gegangen?«

»Er wollte sich vergewissern, dass dieser Parscher, den du zerstückelt hast, wirklich tot ist.«

»Natürlich«, sagte Kaladin mit einem Seufzen. »Ich rede später mit Lirin.«

In dem Schuppen traf er einige äußerst gereizte Herdazianer an, die ihm ihre Dolche entgegenstreckten, als er die Tür öffnete. Im Gegenzug atmete er ein wenig Sturmlicht ein, und leuchtende Rauchschwaden stiegen aus den unbedeckten Stellen seiner Haut auf.

»Bei den Drei Göttern«, flüsterte einer von ihnen – ein großer Kerl mit einem Pferdeschwanz. »Es stimmt. Ihr seid zurückgekehrt.«

Diese Reaktion verwirrte Kaladin. Der Mann musste als Freiheitskämpfer in Herdaz schon Strahlende gesehen haben. In einer vollkommenen Welt hätte Dalinars Armee der Koalitionäre schon seit Monaten die herdazianischen Freiheitsbestrebungen unterstützen sollen.

Doch alle hatten Herdaz aufgegeben. Das kleine Land schien dem Zusammenbruch schon recht nahe, und Dalinars Armeen leckten noch immer ihre Wunden aus der Schlacht auf dem Feld bei Thaylen. Und dann waren Berichte von dem Widerstand in Herdaz hereingekommen. Dort wehrte man sich im Kampf.

Jeder Bericht klang so, als wären die Herdazianer fast am Ende, und so hatte man die Streitkräfte zu anderen Fronten abgezogen, an denen ein Sieg wahrscheinlicher war. Aber jedes Mal hielt Herdaz weiter stand und bekämpfte den Feind unerbittlich. Odiums Armeen verloren in diesem kleinen, strategisch unbedeutenden Land Zehntausende.

Auch wenn Herdaz am Ende gefallen war, hatte der Feind doch einen bemerkenswert hohen Blutzoll dazu entrichten müssen.

»Wer von euch ist der Marder?«, fragte Kaladin, wobei ihm glühendes Sturmlicht aus dem Mund strömte.

Der große Kerl deutete in den hinteren Teil des Schuppens, in dem sich eine schattenhafte Gestalt in ihren Mantel eingehüllt zu haben schien und gegen die Wand gelehnt saß. Kaladin konnte ihr Gesicht unter der Kapuze nicht erkennen.

»Es ist mir eine große Ehre, der Legende höchstpersönlich zu begegnen«, sagte Kaladin und trat auf ihn zu. »Ich wurde damit beauftragt, euch offiziell zum Eintritt in die Koalitionsarmee einzuladen. Wir werden für euer Land tun, was wir können, aber zunächst sind Hellherr Dalinar Kholin und Königin Jasnah Kholin begierig darauf, den Mann zu empfangen, der dem Feind so lange schon Widerstand leisten konnte.«

Der Marder bewegte sich nicht. Der Mann blieb einfach sitzen und hielt den Kopf geneigt. Schließlich ging einer seiner Männer zu ihm hinüber und schüttelte ihn an der Schulter.

Der Umhang verrutschte, und der Körper darunter wurde schlaff. Nun waren zusammengerollte Planen zu sehen, die so zusammengefügt worden waren, dass sie wie eine Person in einem Umhang gewirkt hatten. War das bloß eine Attrappe? Was – beim unbekanntenen Namen des Sturmvaters – sollte das denn sein?

Die Soldaten schienen genauso überrascht zu sein, aber der Große seufzte nur und schenkte Kaladin einen resignierten Blick. »Das macht er manchmal, Hellherr.«

»Was macht er? Sich in Planen verwandeln?«

»Er stiehlt sich davon«, erklärte der Mann. »Es gefällt ihm, wenn er es fertigbringt, ohne dass wir etwas davon bemerken.«

Einer der anderen Männer fluchte auf Herdazianisch, während er hinter einigen Fässern nachsah und schließlich eine der losen Planken entdeckte. Dahinter befand sich eine dunkle Gasse, die die Gebäude verband.

»Ich bin mir ganz sicher, dass wir ihn irgendwo in der Stadt finden werden«, sagte der Mann zu Kaladin. »Gib uns lediglich ein paar Minuten, und wir gehen auf die Jagd nach ihm.«

»Man fragt sich«, meinte Kaladin, »wie er angesichts dieser gefährlichen Lage auf den Einfall kommt, solche Spielchen zu treiben.«

»Du ... kennst eben unseren Haken nicht, Hellherr. Genauso verhält er sich nämlich immer in so gefährlichen Situationen.«

»Er wird auch nie erwischt«, sagte ein anderer und schüttelte den Kopf. »Wenn er in Gefahr gerät, verschwindet er einfach.«

»Und lässt seine Männer im Stich?«, fragte Kaladin fassungslos.

»Du kannst nicht so überleben wie der Marder, wenn du nicht gelernt hast, dich aus Situationen herauszuwinden, wie es kein anderer könnte«, sagte der große Herdazianer. »Wenn wir in Gefahr wären, würde er schon versuchen, zu uns zurückzukommen. Und wenn er es nicht kann ... na ja, wir sind seine Wächter. Jeder von uns würde sein Leben dafür geben, dass er entkommen kann.«

»Es ist ja nicht gerade so, dass er uns besonders oft brauchen würde«, sagte ein anderer. »Nicht einmal die Ganlos Riera persönlich könnte ihn einfangen!«

»Findet ihn, wenn ihr könnt, und übermittelt ihm meine Botschaft«, sagte Kaladin. »Wir müssen diesen Ort nämlich möglichst schnell verlassen. Ich habe Grund zu der Annahme, dass eine größere Truppe von Verschmolzenen auf dem Weg hierher ist.«

Die Herdazianer salutierten, auch wenn das vor dem Mitglied der Streitmacht eines anderen Landes nicht nötig war. Jedermann verhielt sich in der Gegenwart der Strahlenden seltsam.

»Gut gemacht!«, sagte Syl, als er den Schuppen verließ. »Du hast nicht einmal die Stirn gerunzelt, als sie dich ›Hellherr‹ genannt haben.«

»Ich bin nun einmal, was ich bin«, gab Kaladin zurück und schritt an seiner Mutter vorbei, die sich gerade mit Loral und dem Hellherrn Roschone unterhielt. Kaladin sah, dass sein Vater

einige von Roschones früheren Soldaten anleitete, die die Flüchtlinge zusammenzuhalten versuchten. Nach der kürzer gewordenen Reihe zu urteilen, waren zahlreiche davongelaufen.

Lirin bemerkte, dass sich Kaladin ihm näherte, und kniff die Lippen zusammen. Der Arzt war ein kleiner Mann – seine Körpergröße hatte Kaladin von seiner Mutter. Lirin trat von der Gruppe zurück und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß aus dem Gesicht und von dem kahl werdenden Kopf; dann nahm er seine Brille ab und säuberte sie, während Kaladin an ihn herantrat.

»Vater«, sagte Kaladin.

»Ich hatte gehofft«, bemerkte dieser mit leiser Stimme, »dass unsere Botschaft dich dazu ermutigen würde, *heimlich* herzukommen.«

»Das habe ich versucht«, sagte Kaladin. »Aber die Verschmolzenen haben überall im Land Wachtposten aufgestellt und beobachtet den Himmel. Bei einem von ihnen hatte sich der Nebel unerwartet verzogen, und so war ich deutlich zu sehen. Ich hatte gehofft, sie hätten mich nicht bemerkt, aber ...« Er zuckte die Achseln.

Lirin setzte seine Brille wieder auf. Beide Männer wussten, was der andere dachte. Lirin hatte Kaladin davor gewarnt, dass er den Tod nach Herdstein bringen würde, wenn er sie weiterhin besuchte. Heute war der Tod zu dem Sänger gekommen, der ihn angegriffen hatte. Lirin hatte die Leiche mit einem Tuch bedeckt.

»Ich bin Soldat, Vater«, sagte Kaladin. »Ich kämpfe für diese Menschen.«

»Aber jeder Idiot mit gesunden Händen kann doch einen Speer halten. Ich habe *deine* Hände wirklich etwas Besseres gelehrt.«

»Ich ...« Kaladin verstummte und holte tief und lange Luft. Dann hörte er in der Ferne deutlich dumpfe Geräusche in der Luft. *Endlich.*

»Wir können später darüber sprechen«, sagte Kaladin. »Pack alle Vorräte ein, die du mitnehmen möchtest. Schnell. Ich weiß nicht, wie viel Zeit uns noch bleibt, bevor wir aufbrechen müssen.«

»Aufbrechen?«, fragte Lirin. »Ich habe es dir doch schon einmal gesagt: Die Menschen hier brauchen mich. Ich werde sie nicht im Stich lassen.«

»Das weiß ich«, antwortete Kaladin und zeigte in den Himmel.

»Was willst du ...« Doch dann hielt Lirin inne, als ein gewaltiger Schatten aus dem Nebel hervorkam. Ein Gefährt von unglaublicher Größe bewegte sich äußerst langsam durch die Luft. Dabei flogen zu beiden Seiten zwei Dutzend Windläufer, die vor Sturmlicht hell leuchteten, in Formation.

Es war eher eine gewaltige treibende Plattform als ein Schiff. Trotzdem bildeten sich Ehrfurchtssprengsel um Lirin wie Ringe aus blauem Rauch. Als Kaladin zum ersten Mal gesehen hatte, wie Navani die Plattform zum Schweben brachte, hatte er ebenfalls gestaunt.

Das Schiff glitt vor der Sonne dahin und tauchte Kaladin und seinen Vater in Schatten.

»Du hast unmissverständlich klargestellt«, sagte Kaladin, »dass du und Mutter die Menschen von Herdstein nicht allein lassen würdet. Deswegen habe ich ja auch dafür gesorgt, dass wir sie mitnehmen können.«

ten sich auf jeder Oberfläche und waren nur dort entfernt worden, wo der Boden zum Wohnen oder zur Landwirtschaft benötigt wurde. Ganze Felder aus Wildgräsern wogten grün im Wind und wimmelten von Lebenssprengseln. Bäume bildeten Bollwerke gegen die Stürme; ihre miteinander verwobenen Äste bildeten eine so dichte Abwehr wie eine geschlossene Schlachtreihe.

Hier *wuchsen* Dinge – im Gegensatz zu der Zerbrochenen Ebene oder zu Urithiru. Eigentlich war es das Zuhause ihrer Kindheit, aber in diesem Augenblick wirkte es so fremdartig auf sie.

»Ich würde mir *wirklich* wünschen, Ihr würdet nicht so schlängeln, Hellheit«, bemerkte Velat. Die Gelehrte mittleren Alters hatte ihr Haar gegen den Wind in festen Zöpfen um den Kopf gewunden. Sie versuchte, jeden hier zu bemuttern.

Natürlich beugte sich Navani noch weiter über den Rand hinaus. Eigentlich sollte man glauben, dass sie nach mehr als fünfzig Lebensjahren einen Weg gefunden hatte, ihre ungestüme Art im Zaum zu halten. Doch inzwischen hatte sie sich die Macht verschafft, genau das tun zu können, was sie wollte.

Tief unten erschuf ihre fliegende Plattform einen angenehm geometrischen Schatten auf den Steinen. Die Bewohner drängten sich zusammen und starrten hoch, während Kaladin und die anderen Windläufer sie baten, Platz für die Landung zu machen.

»Hellherr Dalinar«, sagte Velat, »könnt Ihr sie nicht zur Vernunft bringen, bitte? Ich schwöre es, sie wird noch herunterfallen.«

»Das hier ist Navanis Schiff, Velat«, sagte Dalinar von hinten mit einer Stimme, die so fest wie Stahl und so unbiegsam wie die Mathematik selbst war. Sie liebte seine Stimme. »Ich glaube, sie würde selbst mich von der Kante stoßen, sollte ich versuchen, ihr den Genuss dieses Augenblicks zu verwehren.«

»Kann sie ihn denn nicht in der Sicherheit der Mitte unserer Plattform genießen? Vielleicht an das Deck gebunden? Mit zwei Seilen?«

Navani grinste, während der Wind an ihrem gelösten Haar zerrte. Mit ihrer Freihand hielt sie sich an der Reling fest. »Das Gebiet ist jetzt ganz frei von Menschen. Ich glaube, wir können niedergehen. Gib den Befehl zum langsamen Abstieg.«

Sie hatte eine alte Kluftbrücke als Modell für die Gestaltung dieses Schiffes benutzt. Schließlich war es kein richtiges Kriegsschiff, sondern ein Transportmittel, das große Menschengruppen bewegen sollte. Es handelte sich um kaum mehr als ein riesiges hölzernes Rechteck, mehr als hundert Fuß lang, sechzig Fuß breit und etwa vierzig Fuß hoch, sodass drei Decks darin Platz fanden.

Hohe Wände und ein Dach umgaben den hinteren Teil des Oberdecks. Das vordere Drittel blieb ungeschützt; nur ein Geländer lief an den Seiten entlang. Den längsten Teil der Reise hatten Navanis Mechaniker in geschützter Position in ihrem Kommandoposten verbracht. Aber heute mussten genaue Manöver durchgeführt werden, und sie hatten die Tische nach draußen gestellt und am rechten vorderen Teil des Decks befestigt.

*Am rechten vorderen Teil?», überlegte sie. Sollten wir nicht die korrekten nautischen Begriffe benutzen? Aber das hier ist nicht das Meer. Schließlich fliegen wir.*

Fliegen. Es hatte *funktioniert*. Nicht nur bei den Manövern und Tests aus der Zerbrochenen Ebene, sondern bei einer richtigen Mission, während der sie schon Hunderte von Meilen geflogen waren.

Hinter ihr bemannten mehr als ein Dutzend Feuerer die Kommandostation unter freiem Himmel. Ka, eine Schreiberin aus den Windläufer-Schwadronen, übermittelte Navanis Befehl durch eine Spannfeder nach Urithiru. Wenn sie sich in Bewegung befanden, konnten sie keine langen Anweisungen schreiben, denn das Schaukeln verursachte den Spannfedern Schwierigkeiten. Aber es war ihnen möglich, Lichtblitze auszusenden, die ohne Schwierigkeiten gedeutet werden konnten.

In Urithiru arbeiteten weitere Ingenieure an den komplexen Mechanismen, die ein solches Schiff in der Luft hielten.

Sie verwendeten dieselbe Technik, von der auch die Spannfedern angetrieben wurden. Wenn der eine Teil bewegt wurde, bewegte sich der andere im Gegensatz dazu. Senkte sich der eine ab, hob sich die andere Hälfte in die Luft, egal wo sie sich befand.

Die Kraft wurde unmittelbar übertragen. Wenn die entfernte Hälfte unter etwas Schwerem steckte, hatte man auch Schwierigkeiten damit, die eigene Hälfte abzusenken. Und es gab noch eine zusätzliche Schwierigkeit: Je weiter nämlich die beiden Hälften voneinander entfernt waren, desto stärker war der Widerstand, wenn sie bewegt wurden. Aber wenn man eine Feder bewegen konnte, warum dann nicht auch einen Wachturm? Warum nicht eine Kutsche? Warum nicht ein ganzes Schiff?

Und so kam es, dass in Urithiru Hunderte Personen und Chulle an einem Hebelsystem arbeiteten, das mit einem breiten Gitterwerk aus Edelsteinen verbunden war. Wenn sie dieses Gitterwerk am Rande des Plateaus vor Urithiru absenkten, stieg Navanis Schiff in den Himmel auf.

Ein weiteres Gitterwerk, das auf der Zerbrochenen Ebene befestigt war und von Chullen gezogen wurde, konnte dazu benutzt werden, das Schiff vorwärts und rückwärts zu bewegen. Der wahre Fortschritt hatte sich erst ereignet, als sie gelernt hatten, Aluminium zur Isolierung von Bewegungen auf einer Ebene einzusetzen und die Kraftvektoren zu verändern. So konnten Chulle, die für eine Weile gezogen hatten, umgedreht werden – dabei wurde der Kontakt zwischen den Edelsteinen kurzzeitig unterbrochen. Dabei marschierten sie in die entgegengesetzte Richtung, während das Luftschiff weiterhin in einer geraden Linie flog.

Das Zusammenspiel dieser beiden Gitterwerke – das eine zur Kontrolle der Höhe und das andere zur Kontrolle der horizontalen Bewegungen – hob Navanis Schiff in die Höhe.

Ihr Schiff. *Ihr* Schiff. Sie wünschte, sie könnte dieses Erlebnis mit Elhokar teilen. Obwohl sich die meisten Menschen an ihren Sohn nur als an den Mann erinnerten, der sich erfolglos bemüht hatte, Gavilar als König zu ersetzen, hatte sie ihn doch als neugierigen, wissbegierigen Jungen gekannt, der ihre Zeichnungen immer bewundert hatte. Und Höhen hatten ihm große Freude bereitet. Wie er die Aussicht von diesem Deck geliebt hätte ...

Die Arbeit an dem Schiff hatte ihr die ersten Monate nach seinem Tod erträglicher gemacht. Natürlich war es nicht ihre eigene Mathematik gewesen, die dieses Schiff am Ende hatte wirklich werden lassen. Die Wechselwirkung zwischen zusammengefassten Edelsteinen und Aluminium hatte sie von den Wissenschaftlern der Azisch gelernt. Auch war das Schiff nicht das unmittelbare Ergebnis ihrer schematischen Zeichnungen; es machte jetzt einen viel gewöhnlicheren Eindruck als ihre ursprünglichen, so fantasievollen Entwürfe.

Navani hatte lediglich Menschen angeleitet, die klüger waren als sie selbst. Schon darum hätte sie vielleicht nicht grinsen sollen wie ein Kind, als sie dieses Schiff in seinem Flug bewunderte.

Sie tat es trotzdem.

Die Entscheidung für einen Namen hatte Monate in Anspruch genommen. Am Ende hatte sie ihre Inspiration von den Brücken genommen, die wiederum sie selbst inspiriert hatten. Insbesondere jene eine, die – vor so vielen Monaten – Dalinar und Adolin vor dem sicheren Tod gerettet hatte. Sie hoffte, dass auch dieses Schiff in ähnlich ernsten Situationen das Leben vieler Menschen retten konnte.

Und so hieß nun dieses erste Lufttransportmittel der Welt: *Die vierte Brücke*. Mit der Erlaubnis von Großmarschall Kaladins alter Mannschaft hatte sie die ursprüngliche Brücke als Symbol in die Mitte des Decks eingelassen.

Navani trat von der Reling zurück und ging zur Kommandostation hinüber. Sie hörte, wie Velat erleichtert aufseufzte – die Kartografin hatte sich mit einem Seil an das Deck gebunden. Navani hätte lieber Isasik mitgenommen, doch er befand sich auf einer seiner Vermessungsmissionen – diesmal im östlichen Teil der Zerbrochenen Ebene.

Dennoch stand ihr eine vollständige Truppe von Wissenschaftlern und Ingenieuren zur Verfügung. Der weißbärtige Falilar überprüfte zusammen mit Ruschu die schematischen Pläne, während zahlreiche Gehilfen und Schreiberinnen hierhin und dorthin liefen, die strukturelle Festigkeit prüften und die Sturmlichtpegel in den Edelsteinen maßen. Gegenwärtig gab es für Navani kaum etwas anderes zu tun, als heranzustehen und möglichst wichtig zu wirken. Sie lächelte, als sie sich daran erinnerte, dass Dalinar etwas Ähnliches über Generäle gesagt hatte, die auf dem Schlachtfeld standen, während ihr Plan in die Tat umgesetzt wurde.

Die *Vierte Brücke* landete, und Türen im untersten Deck öffneten sich den erwarteten Passagieren. Ein Dutzend Grattänzer traten heraus und eilten auf den Ort zu. Sie schimmerten vor Sturmlicht und bewegten sich auf seltsame Weise: Abwechselnd stießen sie sich mit dem einen Fuß ab und glitten auf dem anderen voran. Sie konnten über Holz oder Stein schlittern, als ob es Eis wäre, und anmutig hüpfen sie über die im Weg liegenden Steine.

Die letzte Grattänzerin, ein schlaksiges Mädchen, das im letzten Jahr einen ganzen Fuß gewachsen zu sein schien, sprang jedoch zu kurz und prallte gegen einen Felsen, den die anderen lässig überwunden hatten. Navani verdeckte ein Grinsen. Eine Strahlende zu sein bedeutete leider nicht, dass man gegen die Leiden der Pubertät ganz unempfindlich war.

Die Grattänzer sollten die Bewohner des Ortes zum Schiff bringen und die Kranken und Verwundeten heilen. Windläufer

schossen durch die Luft und hielten nach möglichen Problemen Ausschau.

Navani belästigte die Ingenieure und Soldaten nicht, sondern schlenderte zu Kmakl hinüber, dem thaylenischen Prinzgemahl. Fens ällicher Gemahl war mit Leib und Seele Seemann, und Navani hatte vermutet, dass er es genießen würde, sie auf der ersten Mission der *Vierten Brücke* zu begleiten. Er verneigte sich respektvoll vor ihr, während seine langen Brauen und Schnauzbartspitzen sein Gesicht einrahmten.

»Ihr müsst uns für sehr schlecht organisiert halten, Admiral«, sagte Navani auf Thaylenisch zu ihm. »Keine Kapitänskajüte und als Kommandostation nur eine Handvoll festgeschraubter Tische mit Papieren, die an den Ecken beschwert sind.«

»Gewiss, es ist ein seltsames Schiff«, gab der alte Seemann zurück, »aber auf seine ganz eigene Art ist es majestätisch. Ich habe Euren Gelehrten zugehört. Sie sind der Meinung, dass das Schiff im Durchschnitt etwa fünf Knoten zurückgelegt hat.«

Navani nickte. Diese Mission hatte als eine ausgedehnte Belastungsprobe begonnen – Navani war zu Anfang nicht einmal an Bord gewesen. Die *Vierte Brücke* hatte mehrere Wochen damit verbracht, über den Dampfwasser-Ozean zu fliegen, und sie hatte vor den Stürmen Schutz in Laits und Buchten an der Küste gesucht. Während dieser Zeit waren nur die Ingenieure und eine Handvoll Matrosen an Bord gewesen.

Dann war Kaladins Ersuchen eingegangen. Wagten sie vielleicht einen härteren Belastungstest, indem sie die Bevölkerung einer ganzen Kleinstadt aus Alethkar herausschmuggelten und gleichzeitig einen berüchtigten herdazianischen General retteten? Dalinar hatte zugesagt, und dann hatte die *Vierte Brücke* Kurs auf Alethkar genommen. Windläufer hatten den Kommandostab – einschließlich Navani – sowie die Strahlen den erst heute Morgen zum Schiff gebracht.

»Fünf Knoten«, sagte Navani. »Das ist im Vergleich mit Euren besten Schiffen nicht besonders schnell.«

»Verzeihung, Hellheit«, sagte er, »aber das hier ist im Prinzip so etwas wie ein riesiger Lastkahn, und deswegen sind fünf Knoten durchaus eine beeindruckende Geschwindigkeit, selbst wenn wir die Tatsache außer Acht lassen, dass er *fliegt*.« Er schüttelte den Kopf. »Dieses Schiff ist schneller als jede im Laufschrift marschierende Armee, und es bringt Eure Truppen ausgeruht zum Kampf *und* bietet eine hochgelegene Position für die Unterstützung durch Bogenschützen.«

Navani konnte nicht verhindern, dass sie vor Stolz strahlte. »Es gibt noch eine ganze Menge Fehler, die es abzustellen gilt«, sagte sie. »Die Propeller am Heck bringen uns kaum zusätzliche Geschwindigkeit. Wir brauchen etwas Besseres.«

»Wenn Ihr es sagt«, meinte er. Der alte Mann schaute plötzlich in die Ferne.

»Admiral?«, fragte Navani. »Ist alles in Ordnung mit Euch?«

»Ich stelle mir nur gerade das Ende einer Ära vor. Die Lebensgrundlage, die ich gekannt habe, die Meere und die Marine ...«

»Die Marine werden wir auch weiterhin brauchen«, sagte Navani. »Dieser Lufttransport ist bloß ein zusätzliches Werkzeug.«

»Vielleicht, vielleicht. Aber stellt Euch nur einen Augenblick lang eine Flotte von Schiffen vor, die einem Angriff von *denen* dort oben ausgesetzt sind. Für sie sind keine ausgebildeten Bogenschützen und Matrosen nötig. Man muss nur große Steine werfen und kann damit eine Flotte innerhalb von wenigen Minuten versenken ...« Er sah sie an. »Meine Liebe, wenn diese Luftschiffe allgegenwärtig sein werden, machen sie nicht nur die Marine überflüssig. Ich weiß nicht, ob ich froh darüber bin, schon so betagt zu sein, dass ich meiner lieben alten Welt in Ruhe Lebewohl sagen kann, oder ob ich die Jungen beneide, die diese neue Welt erforschen werden.«

Navani wusste nicht, was sie darauf erwidern sollte. Sie wollte etwas Aufmunterndes sagen, aber die Vergangenheit, auf die Kmakl mit solcher Zärtlichkeit zu blicken schien, war ... nun, sie war so wie die Wellen im Wasser. Verschwunden, aufgesaugt vom Ozean der Zeit. Es war die Zukunft, die sie erregte.

Kmakl schien ihr Zögern zu spüren, denn er lächelte sie an. »Gebt nichts auf das Gerede eines griesgrämigen alten Seemanns. Seht, der Bindschmied wünscht Eure Aufmerksamkeit. Geht hin und geleitet uns zu einem neuen Horizont, Hellheit. Dort werden wir dann gegen diese Eindringlinge erfolgreich sein.«

Sie klopfte Kmakl sanft auf den Arm und eilte zu Dalinar hinüber.

Er stand auf dem Vorderdeck, und Großmarschall Kaladin schritt die Rampe zusammen mit einem bebrillten Mann hoch. Das musste der Vater des Windläufers sein, auch wenn es einiger Vorstellungskraft bedurfte, eine Ähnlichkeit zwischen den beiden zu entdecken. Kaladin war groß, während Lirin klein war, und der Jüngere hatte widerspenstiges, gelocktes Haar. Lirin hingegen wurde allmählich kahl und trug sein verbliebenes Haar recht kurz geschnitten.

Als Navani neben Dalinar trat, bemerkte sie Lirins Augen – und nun wurde die familiäre Beziehung deutlicher. Die gleiche stille Eindringlichkeit lag in ihnen; es war auch der gleiche aburteilende Blick, der allzu viel über sein Gegenüber zu wissen schien. In diesem Moment sah sie zwei Männer, die trotz aller körperlichen Unterschiede ein und dieselbe Seele hatten.

»Herr«, sagte Kaladin zu Dalinar, »mein Vater, der Arzt.«

Dalinar nickte. »Lirin der Sturmgesegnete. Es ist mir eine Ehre.«

»... der Sturmgesegnete?«, fragte Lirin. Er verneigte sich nicht, was Navani in Anbetracht der Tatsache, mit wem er gerade sprach, als undiplomatisch empfand.

»Ich war davon ausgegangen, dass Ihr den Hausnamen Eures Sohnes angenommen habt«, sagte Dalinar.

Lirin warf seinem Sohn, der ihm offenbar noch nichts von seiner Rangerhöhung berichtet hatte, einen kurzen Blick zu, dann drehte er sich um und nickte respektvoll, während er das Schiff betrachtete.

»Das ist eine wundervolle Schöpfung«, sagte Lirin. »Ob es wohl in der Lage ist, ein ganzes Hospital nebst den Ärzten schnell zu einem Schlachtfeld zu bringen? All die Leben, die auf diese Weise gerettet werden könnten ...«

»Ein geistreicher Anwendungsbereich«, sagte Dalinar. »Obwohl die Grattänzer diese Aufgabe inzwischen für uns erledigen.«

»Ja, richtig.« Lirin richtete seine Brille und schien schließlich doch so etwas wie Respekt für Dalinar zu empfinden. »Ich schätze das, was Ihr hier tut, sehr, Hellherr Kholin, aber könnt Ihr sagen, wie lange meine Leute in diesem Gefährt festsitzen werden?«

»Es ist ein mehrwöchiger Flug bis zur Zerbrochenen Ebene«, sagte Dalinar. »Doch während der Reise werden wir Vorräte, Laken und andere der Bequemlichkeit dienende Gegenstände austeilen. Ihr werdet eine wichtige Funktion ausüben, indem Ihr uns dabei helft, solche Reisen besser auszustatten. Und wir entziehen dem Feind einen wichtigen Teil der Bevölkerung und der Menschen, die in der Lage sind, das Land zu bestellen.«

Nachdenklich nickte Lirin.

»Warum seht Ihr Euch nicht die Unterkünfte an?«, schlug Dalinar vor. »Die unteren Ebenen sind zwar nicht besonders luxuriös, aber wir haben dort Platz für viele Hundert Personen.«

Lirin nahm diese Entlassung hin, aber er verneigte sich nicht und zeigte auch keine andere Respektsbekundung, als er davonging.

Kaladin blieb zurück, trat dann näher an Dalinar heran und sagte leise: »Ich muss mich für meinen Vater entschuldigen, Herr. Er mag keine Überraschungen.«

»Es ist schon in Ordnung«, antwortete Dalinar. »Ich kann mir kaum vorstellen, was diese Menschen in letzter Zeit durchgemacht haben.«

»Es ist vielleicht noch nicht ganz vorbei, Herr. Ich bin bemerkt worden, als ich vorhin die Gegend ausgespäht habe. Ein Verschmolzener – von einer Art, wie ich sie nie zuvor gesehen habe – ist nach Herdstein gekommen und hat Jagd auf mich gemacht. Ich habe ihn zwar besiegen können, aber ich bezweifle nicht, dass wir bald weitere Angriffe erleben werden.«

Dalinar versuchte, ruhig zu bleiben, aber an den herabgezogenen Mundwinkeln bemerkte Navani seine Enttäuschung. »Also gut«, sagte er. »Ich hatte gehofft, der Nebel werde uns verdecken, aber das wäre auch einfach zu schön gewesen. Alarmiere die übrigen Windläufer, und ich werde den Grattänzern sagen, dass sie sich mit der Evakuierung beeilen sollen.«

Kaladin nickte. »Mir geht allmählich das Licht aus, Herr.«

Als Dalinar die Hand hob und sie gegen Kaladins Brust drückte, nahm Navani ihr Notizbuch aus der Tasche. Die Luft um die beiden herum schien sich leicht zu verzerren, und einen Augenblick lang glaubte Navani Schadesmar zu sehen. Eine andere Welt, voller Glaskugeln und Kerzenflammen, die die Seelen der Menschen ersetzten. Ganz kurz glaubte sie auch, aus der Ferne einen Ton zu hören. Einen reinen Ton, der durch sie hindurchvibrierte.

Einen Moment später war es schon vorbei, aber sie schrieb ihre Eindrücke trotzdem auf. Dalinars Kräfte waren mit der Zusammensetzung des Sturmlichts verbunden, mit den drei Reichen und – schließlich – mit der innersten Natur der Gottheit. Hier gab es Geheimnisse, die der Enträtselung harrten.

Kaladins Licht erneuerte sich, Schwaden stiegen aus seiner Haut auf und waren sogar im Tageslicht sichtbar. Die Kugeln,

die er bei sich trug, würden nun ebenfalls wieder aufgeladen sein. Irgendwie konnte Dalinar die Grenzen der einzelnen Reiche überwinden und die Macht des Allmächtigen berühren. Das war eine Fähigkeit, die früher ausschließlich den Stürmen und den Dingen, die in ihnen lebten, vorbehalten gewesen war.

Der junge Windläufer wirkte erfrischt und schritt über das Deck. Dann kniete er nieder und legte die Hand auf das rechteckige Holzstück, das sich vom Rest abhob – nicht frisch zugesägt, sondern beschädigt und von Pfeilen durchlöchert. Seine alte Brücke war glatt in das Deck eingelassen worden. Wenn sie das Luftschiff verließen, vollführten die Windläufer von Brücke Vier allesamt dieses selbe wortlose Ritual. Es dauerte nur einen Augenblick, dann sprang Kaladin in die Luft.

Navani beendete ihre Notizen und unterdrückte ein Lächeln, nachdem sie festgestellt hatte, dass Dalinar über ihre Schulter mitlas. Es war noch immer eine ganz entschieden seltsame Erfahrung, obwohl sie ihn dazu ermuntert hatte.

»Ich habe bereits Jasnah gebeten, Aufzeichnungen über das anzufertigen, was ich tue«, sagte Dalinar. »Aber trotzdem ziehst du jedes Mal dieses Notizbuch heraus. Wonach suchst du, mein Edelsteinherz?«

»Ich bin mir noch nicht ganz sicher«, sagte sie. »Etwas an der Natur von Urithiru mag seltsam sein, und ich glaube, die Bindeschmiede könnten mit dem Turm in Verbindung stehen, zumindest demzufolge, was wir über die alten Strahlen gelesen haben.« Sie blätterte zu einer anderen Seite um und zeigte ihm einige Zeichnungen, die sie angefertigt hatte.

Die Turmstadt Urithiru besaß in ihrem Mittelpunkt eine gewaltige Edelstein-Konstruktion – eine Kristallsäule, bei der es sich um ein Fabrial handelte, das jedoch anders als alle anderen war, die sie zuvor gesehen hatte. Inzwischen war sie sich ziemlich sicher, dass der gesamte Turm früher einmal seine Kraft durch diese Säule und den Raum bezogen hatte, in

dem sie sich befand, so wie dieses fliegende Schiff von den Edelsteinen möglich gemacht und angetrieben wurde, die die Ingenieure in den Rumpf eingelassen hatten. Aber der Turm war zerbrochen und arbeitete kaum mehr.

»Ich habe versucht, die Säule aufzuladen«, sagte Dalinar. »Es hat aber nicht gewirkt.« Er konnte Sturmlicht in gewöhnliche Kugeln gießen, doch die Edelsteine im Turm hatten sich ihm widersetzt.

»Wir nähern uns dem Problem vermutlich von der falschen Seite«, sagte sie. »Ich glaube, wenn ich mehr über das Sturmlicht wüsste, könnte die Lösung ziemlich einfach sein ...«

Dann schüttelte sie den Kopf. Die *Vierte Brücke* war zwar eine außerordentliche Leistung, aber sie befürchtete, bei einer größeren Aufgabe versagt zu haben. Urithiru lag hoch droben in den Bergen, wo es so kalt war, dass keine Pflanzen gediehen – und doch hatte der Turm zahlreiche Felder. Die Menschen hatten in dieser unwirtlichen Umgebung nicht nur überlebt, sondern auch Ackerbau betrieben, und es ging ihnen gut.

Warum war das so? Sie wusste, dass der Turm einmal von einem mächtigen Sprengsel bewohnt worden war, das sich »der Zwilling« genannt hatte. Ein Sprengsel im Rang der Nachtschauerin oder des Sturmvaters – ein Sprengsel, das in der Lage war, einen Bindeschmied zu erschaffen. Sie musste davon ausgehen, dass dieses Sprengsel – oder vielleicht auch etwas an seiner Verbindung mit einem Menschen – den Turm erst funktionsfähig gemacht hatte. Doch leider war der Zwilling während der Wiedererschaffung gestorben. Sie wusste jedoch nicht, was »gestorben« auf dieser Ebene bedeutete. War der Zwilling genauso tot wie die Seelen der Splitterklingen, die noch umherwandelten? Einige Sprengsel, die sie befragt hatte, waren der Ansicht gewesen, dass der Zwilling »schlummerte«, doch diesen Zustand betrachteten sie als endgültig.

Die Antworten waren nicht eindeutig gewesen, und so hatte Navani Mühe, sie zu begreifen. Sie studierte Dalinar und seine

